Die Duldung in Babylonien-Assyrien, Persien und China.



Drei Kulturbilder

von

Dr. Franz Scheichl.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1902.

Vorwort.

Als ich im Jahre 1885 meine erste geschichtliche Schrift veröffentlichte: „Aufstand der protestantischen Salzarbeiter im Salzkammergute, 1601 und 1602", da hatte ich noch keine Ahnung, daß ich im Laufe der Jahre durch eine merkwürdige Gedankenverbindung dahin geführt würde, mich an eine Geschichte der religiösen Duldsamkeit heranzuwagen. Meine Studien über die Gegenreformation in Österreich *) führten mich zu einer Reihe von Arbeiten über die Auswanderungen, die durch religiöse Bedrückungen in ganz Europa stattfanden **).

---

*) Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Österreich (1564—1618), Gotha 1890. — Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Österreich (Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, Jahrgang 1894, 1895): Bekehrungsarten, Religionsheuchelei, Religionsschwärmerei und Aberglaube, Schulwesen, Sprachgrenzen, Bergwerke.

**) Glaubensflüchtlinge im 16. Jahrhunderte. Linz 1890. — Glaubensflüchtlinge aus den österreichischen Gebieten seit dem Jahre 1500 (Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. 1893). — Glaubensflüchtlinge aus Spanien mit den Niederlanden, Italien und Frankreich seit dem Jahre 1500. Eine kulturgeschichtliche Abhandlung. Linz 1894. — Glaubensflüchtlinge aus England, Schottland und Irland seit dem Jahre 1500. Eine kulturgeschichtliche Studie. Linz 1896. — Glaubensflüchtlinge aus Deutschland seit dem Jahre 1500. Linz 1897.

Während dieser langwierigen und langjährigen Arbeiten sah ich, daß die Geschichte der religiösen Duldsamkeit noch sehr wenig bebaut ist. Deshalb vertiefte ich mich mehr und mehr in den anregenden Stoff und veröffentlichte einige Schriften über die Geschichte der religiösen Duldsamkeit in verschiedenen Zeiträumen*), bis ich endlich den Entschluß faßte, planmäßig vorzugehen, und, vom Altertume beginnend, eine Geschichte der religiösen Duldsamkeit zu schreiben. Auf diesem Gebiete waren eine Menge Irrtümer zu berichtigen, viele Behauptungen auf ihren Wert zu prüfen, eine geistige Arbeit, die viel Genuß und viel Mühe in Aussicht stellte. Mit Ägypten habe ich im Vorjahre den Anfang gemacht**), und nun reihe ich daran Babylonien, Assyrien, Persien und China.

Eine Arbeit von so umfassendem Rahmen ist natürlich nur möglich, wenn einem eine große Bibliothek zur Verfügung steht. Diese habe ich in der Königlichen Hofbibliothek in München gefunden, deren Direktor, Herr Geheimrat Dr. v. Laubmann, mir in ganz außerordentlich liebenswürdigem Entgegenkommen schon seit einem Jahrzehnt die Bücher zu meinen Arbeiten gütigst zur Verfügung stellt. Ich sage ihm hiermit meinen wärmsten und ergebensten Dank.

---

*) Zur Geschichte des Toleranzgedankens in der spanischen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Comeniushefte 1896. — Die Duldung im 16. Jahrhunderte. Linz 1897. — Der Islam und die Duldung. Linz 1898. — Der Buddhismus und die Duldung. Linz 1899.

**) Die Duldung im alten Ägypten. Gotha 1900.

Linz, im April 1901.

Der Verfasser.

Babylonien und Assyrien.

Allgemeines.

Neben den Ägyptern sind die Babylonier das älteste Kulturvolk der Welt. Ob jenes oder dieses älter ist, darüber lassen wir die Fachgelehrten weiter streiten. Für unseren Zweck ist es ziemlich gleichgültig, wie es sich damit verhält. Doch scheint es, als wäre der Vorrang Ägyptens nicht leicht zu erschüttern.

Im Süden Mesopotamiens, an den Ufern des Euphrat und Tigris, ist der Kern der babylonisch-assyrischen Weltmacht, das alte Chaldäa, zu suchen; es kam an Größe beiläufig der Kulturfläche des alten Ägypten gleich [1]).

Die ältesten babylonischen Schriftdenkmäler stammen aus dem fünften Jahrtausende vor Christus. Die babylonische Kultur muß also noch viel älter sein. Die babylonisch-assyrische Geschichte umfaßt demnach bis zum Untergange des Reiches durch die Meder und Perser im siebenten, bezw. im sechsten Jahrhunderte vor Christus zum mindesten vier Jahrtausende. Die assyrische Geschichte allein erstreckt sich auf ungefähr fünfzehnhundert Jahre. „Im Anfange des vierten Jahrtausendes vor Christus gab es in Babylonien zwei nicht verwandte Völker, in Nordbabylonien einen Zweig der semitischen Völkerfamilie, in Südbabylonien die uralten Sumero-Akkadier altaischer Abstammung. Aus der Vermischung und Durchdringung dieser beiden Volksstämme entstand die babylonische Kultur" [2]).

Die babylonisch-assyrische Geschichte ist noch viel mehr in Dunkel gehüllt als die ägyptische. Dem ferne Stehenden er-

scheint sie wie ein buntes Durcheinander, aus dem sich nur hin und wieder einige Namen klar und deutlich abheben.

Aus zahlreichen kleinen Fürstentümern bildeten sich allmählich größere Staatsgebilde, die sich schließlich zu zweien verdichteten, zu Babylonien und Assyrien.

Die Geschichte der babylonisch-assyrischen Herrscher ist nach dem Standpunkte der heutigen Forschung noch ziemlich langweilig. Für große Zeitabschnitte sind oft nur die Namen einzelner Herrscher bekannt. Ganze Jahrhunderte liegen noch im Dunkeln. Die Geschichte meldet in fast eintöniger Folge von Eroberungen, von Aufständen und ihrer blutigen Unterdrückung. Die babylonischen und die assyrischen Könige bekämpften sich viele Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glücke, bis allmählich Assyrien die Oberhand gewann. Ein Teil von Mittel- und ganz Westasien wurde von ihm beherrscht. „Lange bevor die Phöniker und Hebräer auf der Weltbühne erschienen, wurde Babylons Machtgebot an den Küsten des Mittelmeeres gehorcht" [3]).

Durch Jahrhunderte war es, wie Renan sagt, ein noch glänzenderer Leuchtturm als Ägypten inmitten einer tiefen Nacht [4]).

Der Assyrerkönig Tiglatpileser II. errichtete im achten Jahrhunderte vor Christus ein Weltreich, das alle semitischen Kulturländer in sich schloß. Selbst nach Ägypten dehnten die Assyrer, wenngleich vorübergehend, ihre Eroberungen aus [5]).

Die Hauptquelle für die babylonisch-assyrische Geschichte bilden die Keilinschriften: „Auf großen Cylindern, Prismen, Steinplatten und Ziegeltafeln ließen die Könige die von ihnen zur Ehre der Götter und zur Ausstattung ihrer Tempel, zum Nutzen ihrer Unterthanen, zur Verteidigung ihrer Städte, zur Verschönerung ihrer Paläste unternommenen Werke, oder ihre Großthaten auf der Jagd und im Kriege, entweder gegen aufständische Provinzen und Vasallenstaaten oder gegen fremde Mächte, der Mit- und Nachwelt verkündigen" [6]).

Wie die ägyptische Geschichte hat auch die babylonische und die assyrische eine große, schöne Kultur entrollt. Gewaltige Städte, hochragende Tempel, feinsinnige Bildnisse geben Zeugnis von der Macht und der Kunst dieser alten, längst dahingeschwundenen Völker. Sagenumsponnen zieht sich der Name Babylon durch die Weltgeschichte. Das Paradies, die Sintflut, der babylonische Turm, die Namen Abraham und Nimrod knüpfen sich an Babylon und erwecken allbekannte Bilder. Der Name Jahwe stammt wahrscheinlich aus Assyrien. Die Geschichte der Juden fand durch die Aufhellung der babylonisch-assyrischen Geschichte eine große Förderung. Manche dunkle Stelle des Alten Testamentes wurde durch die babylonisch-assyrischen Funde aufgeklärt [7]).

Die Geschichte Assyriens wirkt wie ein Bild ohne Gnade. Ein blutiger Schein ruht auf seinen Städten und Tempeln. Wie ein roter Faden zieht sich die Grausamkeit durch seine Geschichte. Keine milde Regung überkommt die Eroberer, die kalten Blutes über Leichenhaufen schreiten. Die anwidernde Grausamkeit dieser Eroberungskriege hat nicht bald ihresgleichen in der Geschichte. „Das ganze Volk betrachtete Krieg und Eroberung als seinen eigentlichen Lebensberuf“ [8]).

Assyrien ist nicht nur, wie Ranke sagt, die erste erobernde Macht, die uns in der Weltgeschichte begegnet, hier tritt uns auch zum ersten Male die religiöse Unduldsamkeit in ihrer unverhüllten Häßlichkeit entgegen. Hier hat sie sich zuerst zu einer staatlichen Einrichtung ausgebildet.

Die Entwickelung der babylonisch-assyrischen Religion.

Wer vorurteilslos die Religionen überschaut, dem werden sie erscheinen wie dem Bergfahrer die verschieden gestalteten

Ketten, Kuppen und Spitzen, die er von einem hohen Gipfel ringsum erblickt. Alle werden von derselben Sonne beschienen, sie haben dasselbe Licht, sie strahlen es nur verschiedenartig und verschiedenfarbig zurück. Manche sind auch von Schatten umdüstert. Zu diesen düsteren Religionen gehört die der Babylonier und Assyrer.

Die babylonisch-assyrische Religion entwickelte sich aus dem Glauben an Geister, welche beschworen wurden. Frühzeitig verehrte man neben den Geistern auch schon Götter, an deren Spitze eine Dreiheit: der Gott des Himmels, der Gott der Unterwelt und der Gott der Erde und des Wassers stand. Jeder Gott hatte seinen eigenen Wirkungskreis. Schließlich gewann einer der Götter den Vorrang vor den anderen, der im höchsten Himmel thront. „Neben ihm, jedoch weniger mächtig als er, standen zwei Götter, der strafende und rächende und der rettende und segnende, der strenge Todesgott, der Herr der Geister und der Schatten und der milde Gott, der böse Geister verscheucht, Kranke heilt, das Leben und alle Lebenswonne schenkt" [9]).

Schließlich gelangte man zur Ansicht, daß die Götter sich im wesentlichen nicht unterschieden; zum Glauben an einen Gott kam man aber doch nicht. „Die Babylonier hegten den festen Glauben, daß alles Geschehende stets von den Göttern, den Schöpfern, die alles ins Dasein gerufen, angeordnet und gelenkt werde" [10]).

Die Babylonier glaubten an eine Unsterblichkeit des Leibes. Die schädlichen und furchtbaren Götter wurden ebenso eifrig verehrt wie die segnenden und guten. Im allgemeinen hatten die Assyrer dieselben Götter wie die Babylonier; nur ihr Jagd- und Siegesgott Assur war ihnen allein eigen. „Die babylonisch-assyrische Religion ist noch eine Naturreligion. Dennoch wurde sie sehr bestimmt mit ethischen Überzeugungen und Gedanken verknüpft. Die Sünde und ihre Folgen scharf voneinander zu scheiden, hatten sie noch nicht gelernt. Aber

sie wurde tief empfunden und als Abweichung vom rechten Wege aufgefaßt. Man stellte sich vor, daß jeder Mensch seinen eigenen Schutzgott hatte“ [11]).

Eine große Schattenseite der babylonisch-assyrischen Religion bildet der Kultus der Istar, der mit heiliger Preisgebung der Frauen an Fremde verbunden war. Die schlimmste Seite der babylonisch-assyrischen Religion aber ist die Heranbildung eines „brutalen religiösen Fanatismus“, der vornehmlich auf die unbedingte Abhängigkeit von den großen Naturgewalten zurückgeht, deren Forderungen rücksichtslos erfüllt werden [12]).

Priestertum und Kultus.

In Babylonien und in Assyrien ging das Priestertum dem Königtume voraus. So sehr überwucherte die geistliche Macht die weltliche, oder richtiger gesagt, so sehr verkörperte sich die weltliche Macht in der geistlichen. Im allgemeinen war diese Priesterherrschaft nicht besser und nicht schlechter als irgendeine andere rein weltliche Herrschaft. Einige Priesterfürsten der ersten Zeit werden sogar als Friedensfürsten bezeichnet. So Urban von Sirgulla (um 3300 vor Christus) und Gudêa (um 3100 vor Christus), der über die Befolgung der göttlichen Gebote wachte, den Willen der Reichen und Mächtigen bezähmte, die Schwachen beschirmte, allerhand Zauberer und Beschwörer vertrieb [13]). Auch in Assyrien waren die ältesten uns bekannten Häupter, welche um 1840 vor Christus regierten, nicht Könige, sondern Priesterfürsten [14]). Diese Priesterherrschaft, aus der sich allmählich das weltliche Königtum entwickelte, verlieh diesem ein eigenes Gepräge. Der König regierte an Stelle der Götter, beziehungsweise der Priester; sie sind es eigentlich, die durch ihn regieren [15]).

„Das Königtum blieb in engem Zusammenhange mit der

Religion. Die Könige standen über der Priesterschaft. Sie haben das Recht, selbst zu opfern, wobei der Priester stets hinter ihnen steht. Sie betrachten sich als Fürsten von Gottes Gnaden, als Stellvertreter der Gottheit. Stolz und hochmütig gegen ihr Volk sind sie der Gottheit gegenüber demütig und unterwürfig"[16]).

Unter diesen königlichen Oberpriestern, den Patesi oder Issaku, standen die anderen Abstufungen der Priesterwürde: die Tempelpriester, Sühnepriester und Propheten. „Die Opfer bestanden aus ‚Gaben', reinen Tieren, meist Lämmern, Ziegen und Hinden, Früchten und Weihgeschenken, aus Trankopfern von Öl und Wein und aus Brandopfern. Auch Menschenopfer gab es in den früheren Zeiten und selbst das Opfer der Keuschheit wurde bisweilen dargebracht." Zahlreiche Schenkungen, namentlich von Herden, sorgten für den Unterhalt der Priester. Die heiligen Feste feierte man äußerst glanzvoll[17]).

Eine enge Fühlung blieb stets zwischen den Priestern und der weltlichen Gewalt. Die Könige durften nicht vergessen, aus wessen Händen sie ihre Gewalt erhalten hatten[18]). „Babel vor allen war der Sitz einer einflußreichen und gelehrten Priesterschaft, zu deren Mysterien zugelassen zu werden sich auch die assyrischen Eroberer zu hoher Ehre anrechneten"[19]). Die Macht des Priestertumes trat vielfach äußerlich zu Tage. Der Feuergott Nabû, der himmlische Schreiber, der Prophet des Lichtes und des Tages, der Schöpfer und Gestalter, war vornehmlich der Gott der Priesterschaft[20]). Selbst die gewaltigen Eroberer Assyriens mußten die zügelnde Macht der Priester verspüren; ihre Willkür fand nur an dem Willen der Priester eine Grenze. Darin ist jedenfalls eine wohlthätige Wirkung des Priestertums zu erkennen[21]).

Wie gefährlich es war, sich die Priesterschaft zum Feinde zu machen, das erfuhr Nabonedos, der vorletzte König des chaldäischen Reiches. Seine Vernachlässigung des Gottes

Marduk und der dadurch erregte Groll der mächtigen Priesterschaft Babels trug nicht zum wenigsten zum Untergange seines Reiches bei. Cyrus wurde als Retter und Befreier aus Tyrannenhand begrüßt [22]).

Die Religion bildete den Mittelpunkt des politischen und gesellschaftlichen Lebens des Volkes. „In Babylon war der Sitz der Hauptgötter, die die semitische Welt beherrschten; hier waren die ältesten Altäre, die frühesten und beglaubigtesten Überlieferungen, die heiligen Städte, das erhabenste Ritual, die prächtigsten Tempel" [23]).

Nichts wurde versäumt, um den Kultus möglichst glanzvoll zu gestalten. „Die Welt wurde geplündert um die schönsten und dauerndsten Hölzer für Tempel und Altäre, Paläste wurden errichtet für die Götter oder ihre menschlichen Stellvertreter. Die Steinbrüche und die Bergwerke des Westlandes gewährten Steine für ihre Bildnisse und Statuen und Edelsteine zu ihrem Schmucke. Die Religion war mit einem Worte das Um und Auf des Lebenszweckes und der Regierung für diese ersten Staatsgründer" [24]).

Auf die Ausschmückung der Tempel wurde die größte Sorgfalt verwendet; sie waren erfüllt mit goldenen und silbernen Gefäßen, mit prachtvollen Gewändern, mit Teppichen, Boten und Archen oder heiligen Zelten, mit Bildsäulen der Götter [25]). „Das Bild, in welchem nach der gangbaren Anschauung die Gottheit sich selbst verleiblichte, war einer der heiligsten Gegenstände des Tempels. Diese Bilder hatten meist menschliche Gestalt, aber, wie bei den Ägyptern, waren sie nicht selten aus Menschen- und Tierkörpern gemischt, Stiere und Löwen mit Menschenköpfen, Menschen mit Adlerkopf, Vogelfüßen oder Fischschwanz" [26]).

Tempel zu errichten und zu beschenken war höchst verdienstvoll. Der fromme Außenschein zeigte sich auch außerhalb der Tempel. „Heilige Sinnbilder bedeckten die Gewänder und Hausgeräte der Könige, sowie die Wände ihrer Paläste. Im

Kriege führte man die Symbole der Götter mit." Das Prozessionswesen stand in Blüte. Der Aberglaube zeitigte die wunderlichsten Früchte. So zum Beispiele: „Wenn ein gelber Hund einen Palast betritt, so ist dies ein Zeichen von traurigem Geschick für den Palast. Wenn ein gefleckter Hund einen Palast betritt, so wird derselbe dem Hause Frieden bieten. Wenn ein Hund in einen Palast läuft und sich auf ein Polster legt, so wird der Friede des Palastes gestört werden. Wenn ein Hund in einen Palast läuft und sich auf einen Stuhl legt, so wird der Palast abbrennen." Durch gewisse zauberkräftige Handlungen suchte man den schlimmen Einfluß der bösen Geister zu beseitigen. Bestimmte Tage des Monates waren besonders unheilvoll. „An ihnen durften weder der König, noch die Priester vor dem Abende ihre gewohnte Speise essen, ihren gewöhnlichen Geschäften nachgehen oder Feierkleider tragen." Der Erforschung der Zukunft wurde viele Mühe zugewendet; die Sterndeutekunst fand eifrige Pflege. „Aus dem Stande, der Farbe, der Lichtstärke, kurz, aus allerlei Eigentümlichkeiten der Himmelskörper, in Verbindung mit Wettererscheinungen, Wolken und Nebeln glaubte man besonders den Willen der Götter entnehmen zu können. Darin sandten diese den Menschen Prophezeiungen und Warnungen, die sie zu beachten hatten [27])."

Eigenart des Volkes.

Das Wesen der Altbabylonier war alles andere eher als milde. Die ältesten Familiengesetze aus dem dritten Jahrtausende vor Christus zeigen große Härte, ja anwidernde Grausamkeit. Der Familienvater hatte eine beinahe unumschränkte Gewalt. Wenn sich ihm ein Sohn widersetzte, wurde er als Sklave behandelt, verschnitten oder verkauft. Anderseits stand es dem Vater frei, seinen Sohn nach Belieben von Haus und

Hof zu verjagen. „Wenn ein Sohn zu seiner Mutter sagt, meine Mutter bist du nicht, so wird er seiner Männlichkeit beraubt und verjagt.“ Wenn ein Gatte seine Gattin feindlich behandelt, wird er in den Fluß geworfen. Dasselbe geschieht der Frau, die ihrem Manne untreu wird. Der Mann konnte seine Frau auch ohne Grund entlassen, mußte ihr aber dann eine halbe Mine Silber zahlen. In den höheren Ständen war nämlich die Vielweiberei zu Hause [28]). Das Leben eines Sklaven wurde nur insoweit geschätzt, als dem Besitzer durch seine Tötung ein Schaden erwuchs; dieser mußte gutgemacht werden. Aus diesen Bestimmungen ergiebt sich von selbst der Schluß, daß das babylonische Volk sanfter Regungen kaum fähig war. Und doch stand es in dieser Beziehung noch weit über den Assyrern, deren kriegerische Thatenlust in ihrem Herzen eine Grausamkeit entzündete, wie sie uns nur selten in der Weltgeschichte entgegentritt. Das Los der Gefangenen war ein schreckliches. „Das Abschneiden der Nasen und Ohren, das Ausreißen der Zunge, das Ausstechen der Augen mit glühendem Eisen gehörte zu den milderen Strafen. Oft beteiligten sich die Könige selbst an diesen Metzgereien. Wollten sie kurzes, gnädiges Recht üben, so ließen sie den Gefangenen den Hirnschädel mit einer Keule zerschmettern oder sie einfach enthaupten“ [29]). „Die Köpfe wurden in Haufen geschichtet. Jeder Soldat bekam nach der Zahl der gelieferten Köpfe seinen Beuteanteil. Aufstände wurden aufs Grausamste niedergeschlagen. Wer mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, den hieb man in Stücke, oder er wurde durch die Magenhöhle lebend aufgespießt, und die Pfähle mit den im Todeskampfe Liegenden aneinander gereiht. Bei der Einnahme der festen Plätze wurden die Überlebenden meist getötet oder in Masse verbrannt. Auf alle Fälle wurden die Adligen und Reichen gestraft. Man stürzte sie von den Türmen herab, man schnitt ihnen Nasen und Ohren ab, oder die Hände und Füße, man verbrannte sie an kleinen Feuern mit ihren Kindern,

man schund sie lebendig, man köpfte sie" [30]). Besonders das Schinden ihrer Gegner machte den assyrischen Herrschern ein wahrhaft königliches Vergnügen. „Ich erbaute einen großen Pfeiler an dem Stadtthore", sagte einer von ihnen, „dann zog ich allen hervorragenden Leuten die Haut ab und überzog damit die Pfeiler; ich spießte einige oben auf, die Übriggebliebenen ordnete ich auf kleinen Pfählen um den großen Pfeiler" [31]).

Das Schlimmste an der Sache ist, daß die assyrischen Könige sich dieser furchtbaren Strafen ohne Scheu rühmten. „Mit Wohlbehagen, ohne eine Anwandlung von Scham, bilden sie diese Schlächtereien auf den Wänden ihrer Paläste ab" [32]). Sie glaubten also wohl, sich durch diese Grausamkeiten ein besonderes Anrecht auf Nachruhm erworben zu haben. Selbst die besten Könige waren nicht frei von diesem häßlichen Flecken. Ein König berichtet, daß er mit dem Blute der Aufständischen wie „Wolle" den Berg gefärbt habe, ein anderer rühmt sich, das Blut seiner Feinde wie „Wasser" vergossen zu haben [33]).

Die Schlachtenschilderungen aus Sinacheribs Regierung sind grauenhaft: „Die Stadt Babel wurde buchstäblich ausgemordet; nichts wurde geschont; die Leichen lagen aufgehäuft in den Straßen, alle ihre Schätze wurden geraubt und unter die Soldaten verteilt; die Tempel wurden geschändet und die Götter aus ihren Heiligtümern weggerissen. Dann wurde die ganze Stadt den Flammen übergeben." Die feindlichen Großen von Chaldäa vernichtete er wie fette Stiere; ihre Hälse schnitt er ab wie von Lämmern; seine Rosse wateten in ihrem Blute wie in einem Strome — berichtet er selbst [34]). Asarhaddon ließ bei einer Niederwerfung eines Aufstandes die Gefangenen durch die weiten Straßen der Hauptstadt führen; zwei der Vornehmsten trugen die abgehauenen Köpfe ihrer Herrscher um den Hals [35]). Asurbanipal, dessen Charakter eine merkwürdige Mischung von Frömmigkeit und Grausamkeit war,

ließ die Leichen der aufständischen Gambuläer in Stücke schneiden und im Reiche herumschicken. „Mit abgefeimter Grausamkeit ließ er den Leichnam eines alten Widersachers durch dessen eigenen Sohn schänden. In späteren Jahren ließ er einmal vier gefangene Könige vor seinen Wagen spannen und sich von ihnen in den Tempel ziehen." „Einem gefangenen arabischen Könige machte er mit dem Fleischmesser eigenhändig ein Loch in die Backe, zog durch seinen Kiefer einen Strick, legte ihm ein Hundehalsband an und ließ ihn im Ostthor von Ninive den Käfig hüten"[36]. Dieser grausame Zug ist um so beachtenswerter, als dieser König ein Freund der Wissenschaften war; er hat die großen assyrischen Bibliotheken gesammelt. Seine Unduldsamkeit trat auch in anderen Zügen zu Tage. „In seinem letzten Kriege gegen die Elamiter gestattete er den Soldaten, die heiligen Wälder, deren Zugänge ein unheiliger Fuß nicht einmal betreten durfte, zu entheiligen und dann zu verbrennen"[37].

Abgesehen von den Menschenschlächtereien war die Kriegführung der Assyrer auch sonst eine wilde und grausame. Als sie im Jahre 733 vor Christus Damaskus belagerten, hieben sie die herrlichen Haine in seiner Umgebung erbarmungslos nieder. Hunderte von Ortschaften wurden verheert, so daß sie den Anblick von „Sturmfluthügeln" gewährten[38].

Der harte Sinn der Assyrer zeigt sich auch in vielen anderen Zügen. Das Fluchen verstanden sie noch besser als die Ägypter. Tiglatpileser I. (12. Jahrhundert v. Chr.) sagt in einer Inschrift: „Wer meine Tafeln und meine Gründungscylinder zerbricht, vernichtet, ins Wasser wirft, mit Feuer verbrennt, mit Erde bedeckt, in einer Bibliothek an einen Ort, den man nicht sieht, als Litteraturdenkmal birgt, meinen Namenszug auslöscht und seinen Namen hinschreibt, und irgend was Schlimmes ersinnt und an meinen Tafeln sich vergreift, den mögen Anu und Rammân, die großen Götter, meine Herren, grimmig anblicken, mit verderblichem Fluche

ihn verfluchen, sein Königtum stürzen, das Fundament seines Königsthrones wegreißen, den Sproß seiner Herrschaft vertilgen, seine Waffen zerbrechen, seinen Heeren Niederlage bereiten, vor seinen Feinden in Fesseln ihn setzen; Rammân möge mit feindlichem Blitze sein Land treffen, Mangel, Teuerung, Hungersnot, Leichen in sein Land werfen, auch keinen einzigen Tag mehr ihm Leben verkünden, seinen Namen, seinen Samen im Lande vertilgen"[39]).

Nur wenige Könige zeigen ein wirklich gewinnendes Wesen, wie Sargon. Auch Nebukadnezar II., unter dem Babylon seine höchste Blüte erreichte, erscheint in einem besseren Lichte als viele seiner Vorgänger, abgesehen von der Grausamkeit, die er gegen die Juden entfaltete. In seinen Inschriften schweigt er über seine Kriege völlig. Die Gebete, die er an die Götter Marduk und Nabu richtet, sind von tiefsinniger Frömmigkeit[40]).

Geistiges Leben.

Fast der einzige Lichtblick in der babylonisch-assyrischen Geschichte vom Standpunkte des Duldungsfreundes ist das rege geistige Leben, das sich in diesem morgenländischen Reiche entwickelte und die Keime zu vielem legte, was erst, als Chaldäas Name längst verklungen und vergessen war, herrlich emporsprießen und reiche Blüten entfalten sollte. Schon die frühesten Nachrichten weisen darauf hin, daß im alten Babylonien eine hochentwickelte Kultur herrschte. Sie hat sich wahrscheinlich von Süden nach Norden verbreitet und scheint ihren Höhepunkt schon zwischen dem fünften und vierten Jahrtausende vor Christus erreicht zu haben. Diese merkwürdige Erscheinung zwingt zur Annahme einer langen vorausgegangenen Entwickelung, wodurch die babylonische Geschichte

um mehrere Jahrtausende hinaufgerückt wird. Die Babylonier waren nicht in erster Linie ein Kriegervolk, ihre geistige Kraft war den Künsten des Friedens zugewendet. Im Handel und Gewerbfleiße, in der Wissenschaft und in der Kunst haben sie Beträchtliches geleistet[41]). Die Babylonier waren in Bezug auf Kultur für die Länder und Völker des frühesten Altertums das, was die Griechen und Römer für die der späteren Zeit waren. Die Babylonier sind die ersten Astronomen, Geographen, Chronologen und Grammatiker der Welt. Ihre Schrift fand den Weg fast über den ganzen Erdkreis. Der Handel spielte in Babylonien und Assyrien eine große Rolle. „Ezechiel bezeichnet Chaldäa als ein Land des Handels und Babel als eine Stadt von Kaufleuten, und Nahum nennt die Kaufleute Ninives zahlreicher als die Sterne des Himmels." Der Gewerbfleiß stand in hoher Blüte. Viele Gegenstände, die sie erzeugten, weisen auf einen hohen Grad von Kultur. Die bunten Gewebe und Stickereien Babylons erfreuten sich weithin eines großen Rufes. Besondere Fertigkeit zeigten die Babylonier in der Bearbeitung der Metalle. Sie kannten schon den Hebel. Im Wasserbau und in der Gartenpflege leisteten sie Hervorragendes[42]).

Die babylonische Litteratur geht nicht vor das Jahr 3800 vor Christus zurück. Hier sind vornehmlich zu nennen halbmythische Erzählungen, geschichtliche Aufzeichnungen, Hymnen an die Götter, Sprüche, Fabeln, epische Stücke. Besonders bemerkenswert sind die Bußpsalmen. „Verschiedene Stücke dieser Psalmen erinnern durch ihren Ton und Geist an die hebräischen, unterscheiden sich aber von diesen unter anderem durch ihren Polytheismus. Zwar wenden sie sich in der Regel an eine Gottheit, die dann als die höchste, fast als die einzige verherrlicht wird, aber immer wird daneben auch die Fürsprache einiger anderer Götter angerufen. Obgleich dies noch kein Monotheismus ist, so kommt es ihm doch schon sehr nahe. Der eigene Gott oder die eigene

Göttin ist durchaus eins mit dem besseren Ich des Anbeters“ [43]).

Die Assyrer waren auf litterarischem Gebiete die Nachahmer der Babylonier. In ihrer Lyrik sind die Zauberlieder zu nennen, „um böse Geister zu beschwören und Krankheiten auszutreiben, oder auch um die Toten wieder zum Leben zu erwecken.“ In der Geschichtschreibung machten die Assyrer einen wesentlichen Fortschritt. Ihre großen Kriegsthaten führten sie von selbst dazu, sie der Nachwelt zu überliefern. In der Wissenschaft leisteten die Babylonier vor allem in der Kenntnis der Himmelserscheinungen Bedeutendes. Chaldäa ist die Heimat der Sternkunde und der Sterndeutekunst. Sie sind auch die Begründer der Rechenkunst; sie haben die Sonnenuhr und die Wasseruhr erfunden. Die Heilkunde stand auf niedriger Stufe; sie beruht durchweg auf Zauberkunst Doch gab es schon Ansätze zum Naturstudium. Es regte sich bereits in unbestimmten Umrissen das Bestreben, die Entstehung der Welt ohne Beihilfe der Götter zu erklären. Die Entwickelungslehre, die Lehre von dem allmählichen Werden der Welt, findet sich schon andeutungsweise in der babylonischen Schöpfungsgeschichte. Die ersten Keime der Darwinschen Lehre sind also in Babylonien zu suchen [44]). Die Wissenschaften wurden nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des praktischen Nutzens, den sie darboten, gepflegt. In großen, von den Königen gestifteten Bibliotheken von Thontafeln wurden die Schätze der Wissenschaft aufgespeichert; sie standen unter der Oberaufsicht der Priester, denen fast ausschließlich die Pflege der Gelehrsamkeit oblag. „Die Bibliotheken waren eine Art Staatsarchiv. Sie waren wahrscheinlich nur den Gelehrten und Beamten zugänglich. Sie beweisen also keineswegs, daß Bildung, Wissen und Gelehrsamkeit in Babylonien und Assyrien unter allen Ständen verbreitet waren.“ In der bildenden Kunst haben die Babylonier und Assyrer es zu hoher Vollendung gebracht. Ihre Königspaläste und Tempel

geben davon glänzende Kunde. Kostbare Zieraten und Bilder bedecken ihre Wände. Den Grabdenkmälern wurde eine geringe Obsorge gewidmet. Malerei und Bildhauerkunst standen auf einer hohen Stufe. In der getreuen Wiedergabe der Tiere stehen die Babylonier und Assyrer unerreicht da. Bezeichnend ist, daß die Babylonier hauptsächlich Tempel, die Assyrer meist Paläste bauten. Die babylonisch-assyrische Kunst hat die altpersische stark beeinflußt. Obgleich die Babylonier und Assyrer künstlerisch gut veranlagt waren, hatten sie doch nichts von dem Kunstsinne der Griechen. „Sie übten die Kunst nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zur Verherrlichung der Götter oder der Könige" [45]).

Duldung.

Dieser Abschnitt sollte richtiger Unduldsamkeit überschrieben sein; denn durch die Nacht und Finsternis der babylonisch-assyrischen Unduldsamkeit bricht kaum hier und da ein schüchterner Lichtstreifen der Duldung hindurch, wie in das Dickicht eines Fichtenwaldes ab und zu verirrte Lichter hineinspielen. Schon bei der Besprechung des Volkscharakters sahen wir den harten, grausamen Sinn dieses ältesten semitischen Volkes und seiner Lenker. Wir sahen, wie grausam die Gefangenen namentlich von den Assyrern behandelt wurden. Es wird sich zeigen, daß diese Grausamkeit in der religiösen Auffassung der Assyrer ihren Grund hatte.

Wie verhielten sich nun Babylonier und Assyrer in der Duldungsfrage gegeneinander und wie haben sie in dieser Beziehung die unterjochten Völker behandelt? Wenn eine Stadt in Babylonien und Assyrien die Oberherrschaft über die anderen bekam, behielten die Unterworfenen ihre Götter und ihren Kult, doch mußten sie die Oberherrschaft des Gottes

der Sieger anerkennen. Dies erstreckte sich durch die ganze babylonisch-assyrische Geschichte. Die aufeinander folgenden Eroberer wetteiferten mit den heimischen Herrschern in der Sorge und Verehrung für die Religion und den Kultus der unterworfenen Städte[46].

Diese Göttermengerei ist gewiß verwunderlich. Aber daraus auf einen duldsamen Sinn zu schließen, wäre verfehlt. Die Götter der babylonischen und assyrischen Städte bildeten eine Familie, die den fremden Göttern feindselig gegenüberstand. Diese Verehrung der gemeinsamen Götter beweist nur, daß sich Babylonien und Assyrien stets als eine mehr oder minder feste staatliche Einheit fühlten. Dieses geistige Band wurde auch in den Zeiten der politischen Trennung nicht zerrissen.

Die Assyrer machten einen großen Unterschied zwischen besiegten Völkern und Aufrührern. War das Schicksal der ersten hart, so war das der letzten schrecklich. Besonders bemerkenswert ist das Schicksal der Juden. Daraus ersieht man an einem deutlichen Beispiele, wie die Assyrer mit den unterjochten Völkern und Aufrührern umsprangen. Im achten Jahrhunderte vor Christus wurde das Volk Israel von den Assyrern unterworfen und ein Teil nach Assyrien in die Gefangenschaft geführt. Durch ein Bündnis mit Ägypten suchte König Hosea die Herrschaft der Assyrer abzuschütteln. Sargon aber vereitelte diesen Plan, nahm Samaria ein und führte den König und einen großen Teil seines Volkes in die Gefangenschaft. Den Zurückgebliebenen wurde Straflosigkeit zugesichert; sie konnten ihre Güter ungestört verwalten. Kurze Zeit darauf wurde auch Juda vom Verhängnisse ereilt. Sinacherib verheerte das Land und führte 200000 Juden in die Gefangenschaft nach Assyrien. Nach dem Untergange der altassyrischen Macht fiel Juda in die Gewalt der Ägypter. Nebukadnezar, der König von Babylon, der das Erbe der Assyrer angetreten hatte, eroberte Jerusalem im Jahre 598 und führte den König und 10000 der angesehensten und nützlichsten Bürger mit sich

nach Babel. „Die meisten wurden nach den Sintflut- oder Sturmfluthügeln geschickt. Andere durften sich in der Stadt Babel selbst niederlassen. Wo sie wohnten, lebten sie ruhig, heirateten und erzogen ihre Kinder, bauten oder kauften Häuser und standen unter der Verwaltung ihrer eigenen Ältesten." Über die Zurückbleibenden wurde Zedekia als zinspflichtiger König gesetzt. „Das Land hatte seine eigene Verwaltung, seinen König aus dem Geschlechte Davids und ungestörte Ausübung seiner Religion." Selbst die neuen Ansiedler verehrten neben ihren Stammgöttern Jahwe, auf daß er ihnen nicht schade [47]).

Da fiel es dem Könige bei, sich gegen die Oberherrlichkeit Nebukadnezars zu erheben. Der Versuch, die Fremdherrschaft abzuschütteln, mißlang. „Furchtbar war die Rache, die Nebukadnezar an Zedekia, seinem ungetreuen Vasallen, nahm. Seine Söhne wurden vor seinen Augen hingeschlachtet, er selbst wurde darauf geblendet und mit ehernen Ketten gefesselt nach Babel geführt. Jerusalem wurde eingenommen und niedergebrannt; die Mauern wurden geschleift. Der Tempel ging in Flammen auf, nachdem alle wertvollen Sachen geraubt worden waren. Dem Königreiche, sowie dem Volkstume wurde nun ein Ende gemacht. Sowohl diejenigen, welche sich freiwillig dem Könige von Babel unterworfen hatten, als die sich dessen weigerten, wurden alle in die Gefangenschaft geführt" [48]).

Die Tyrannei, welche die den Assyrern unterworfenen Völker zu erleiden hatten, ist in der persischen Sage in mythischer Weise zu einem Drachen verkörpert, der drei Köpfe hat, oder zu einem Menschen, dem zwei Schlangen aus den Schultern gewachsen sind und die er mit Menschenhirn füttern muß [49]).

Die Assyrer säten durch ihre Grausamkeit einen furchtbaren Haß, der bei dem Zusammenbruche ihrer Herrschaft in hellen Flammen emporloderte. Die unterdrückten Völker atmeten auf, und die jüdischen Dichter feierten in glühenden Worten den

Sturz der Chaldäer: „Nun ruht und rastet alle Welt, es tönen laute Jubel. Die Fichten freu'n sich über dich, die Cedern Libanons frohlocken; seitdem du liegst, klimmt niemand mehr herauf, um uns zu fällen.... Hinabgestürzt zur Totenwelt ist nun dein Stolz, dahin der Vollklang deiner Harfen; dein Lager unter dir ist Moder, und Würmer wurden deine Decke" [50]).

Fassen wir nun kurz zusammen, wie sich die Babylonier und Assyrer in der Duldungsfrage verhielten.

In Babylonien und Assyrien deckte sich die Staatsgewalt mit der obersten Gottheit. Auflehnung gegen den Staat war auch Auflehnung gegen die Gottheit. Hochverrat und Gottlosigkeit waren demnach gleichbedeutend. Wer sich also der Staatsgewalt und der Staatsgottheit nicht fügte, wurde wie ein Hochverräter und ein Gottesleugner furchtbar bestraft. Diese Strafe traf den einzelnen, wie ganze Völker. Dem Frevler wider die oberste Gottheit war der Tod bestimmt, nachdem man ihm vorher die Zunge ausgerissen hatte. Diese Grausamkeiten, sagt Asurbanipal ausdrücklich, erfreuten das Herz der großen Götter. Die Völker, die sich dem Gebote des großen Gottes von Babel und Assur nicht fügten, wurden unterworfen und in die Gefangenschaft geführt. Duldung gegen fremde Kulte wie in Ägypten gab es nicht. Wurden nach Eroberung der betreffenden Länder die fremden Götter ins Pantheon aufgenommen, so waren sie in den Augen der Babylonier und Assyrer nichts anderes als Beutestücke, die den Glanz der eigenen Götter erhöhten. Sonst wurden fremde Götter selten oder nie im Pantheon geduldet. Bisweilen wurde der Name Assurs und der des Siegers auf die Statuen der fremden Götter geschrieben und sie so in ihre eigenen Tempel zurückgeschickt. Die Verehrung des Hauptgottes wurde den überwundenen Völkern selten aufgenötigt. Doch mußte

der Unterliegende seine Götter vor Assur demütigen. Fügte er sich nicht, so wurde er in die Verbannung geführt und sein Land wüste gelassen. „Die Götter Assyriens nahmen die ganze Menschheit für sich in Anspruch, entweder als Unterthanen oder als Opfer, und verlangten entweder ihre Huldigung oder ihr Lebensblut" [51]).

Die furchtbare Grausamkeit gegen Abgefallene erklärt sich daraus, daß Rädelsführer und Eidbrüchige gleichbedeutend sind. „Der Eidschwur wurde sehr heilig gehalten und spielte im politischen wie im bürgerlichen Leben eine hervorragende Rolle. Die Vasallenkönige mußten bei den Göttern Assyriens oder Babels schwören, und darum war Abfall Sünde gegen Assur oder Maruduk und die großen Götter." Gehorsam ist die erste Tugend, welche Gott Assur verlangt. Wer bereit ist, seinem Stellvertreter auf Erden und damit ihm selbst zu huldigen und Gaben darzubringen, wird immer begnadigt. Spuren von Freisinn sind kaum zu verzeichnen, obwohl die Thaten mancher Götter bei den Späteren vielfachen Abscheu erregten. Alles in allem genommen waren sowohl die Babylonier als auch die Assyrer in Glaubenssachen sehr unduldsam. Die Unduldsamkeit hängt aufs innigste damit zusammen, daß ihre älteste Regierungsform eine Priesterherrschaft war [52]).

Persien.

Allgemeines.

Der Name Persien erweckt in jedem Geschichtskundigen die Erinnerung an das hochgesinnte Griechenvolk, dessen heldenkühner Freiheitskampf die Herzen höher schlagen läßt, solange es Menschen giebt, die für Hohes, Herrliches erglühen. Dieser Freiheitskampf zumal hat den Namen Perser gleichbedeutend mit Barbar gemacht, nicht ganz mit Recht, denn in vielen Dingen weist das persische Weltreich eine hohe Kultur auf; ich verweise nur auf die großartige Gliederung des persischen Weltreiches, auf seine ausgedehnten Straßenanlagen, auf das hochentwickelte Post- und Schulwesen. Insbesondere gilt dies in der Frage der religiösen Duldsamkeit. Man kann lange in der Geschichte Umschau halten, bis man wieder so duldsame Herrschergestalten antrifft wie Cyrus und Darius.

Die Perser traten das Erbe der Meder an, deren Herrschaft bis in das dritte Jahrtausend vor Christus zurückgeht. Durch die Eroberung des neubabylonischen Reiches im Jahre 538 begründeten die Perser ihre Weltherrschaft, die bald hernach die weiten Gebiete vom Nil bis zum Jaxartes, vom Hellespont bis zum Indus umfaßte[53]. Die Heimat der Perser war das Hochland von Iran, wo sie sich mit den Medern und anderen arischen Stämmen in vorgeschichtlicher Zeit niederließen, nachdem sie sich von dem gemeinsamen arischen Grundstocke losgelöst hatten.

„Hier erheben sich hohe Berge,
Reich an Weideland und Gewässern,

Nahrung spendend den Herden,
Hier befinden sich tiefe,
Breitflutende Seen;
Hier giebt es schiffbare Flüsse,
Die mit Getöse dahinströmen" [54]).

Die Urbevölkerung dieses Gebietes, wahrscheinlich tatarischen Ursprunges, erlag erst allmählich den Angriffen der Arier [55]).

Die zarathustrische Lehre.

Die Perser verehren in Zarathustra ihren Religionsstifter, der wahrscheinlich um 900 oder 800 vor Christus lebte. Von seinen Lebensschicksalen ist fast nichts bekannt. In Ostiran scheint er seine Lehre gepredigt zu haben, die später in dem heiligen Buche Avesta zusammengefaßt wurde. Die uns vorliegende Fassung dieses religiösen Gesetzbuches stammt aus dem dritten Jahrhunderte nach Christus [56]).

Der Avestareligion ging die Verehrung der Vorfahrengeister und die Vergötterung der Elemente voraus. Ihr erst folgte der Glaube an lichte, hochthronende Götter. Herr und Schöpfer alles Guten ist Ahura Mazda. „Der Körper Ahura Mazdas gleicht dem Lichte, seine Seele der Wahrheit. Die Sonne ist sein Auge, der Himmel sein Kleid." Angra Mainyu ist der Geist der Finsternis und des Todes. Um die Fürsten des Lichtes und der Finsternis schließt sich eine ähnlich geartete Gefolgschaft guter und böser Geister. Durch die ganze Welt, die unbelebte und die belebte, geht diese große Scheidung zwischen Heiligem und Bösem, zwischen Reinem und Unreinem. Die Pflege der Reinheit zieht sich wie ein roter Faden durch die Avestalehre. Der Kampf zwischen dem Guten und Bösen dauert nicht ewig; er endet mit dem Siege des Guten und der Begründung eines herrlichen Reiches der Seligen. „Das

zarathustrische Ideal bedeutet das Dasein gesunder, kräftiger, thätiger, wahrer, von Seelenfrieden und Freudigkeit erfüllter Menschen, die siegreich gegen ihre Feinde, die Bösen, kämpfen und nach langem glücklichen Leben über die Brücke des Gerichtes zur Herrlichkeit der lichten Geisterwelt eingehen." Die Übelthäter aber kommen in die Welt der Finsternis, deren Schrecken einen schaurigen Gegensatz zu den Wonnen und Freuden des Himmels bilden. Diese Religion war den breiten Volksschichten zu wenig faßlich; deshalb fand eine Rückbildung statt. Man kehrte zur alten Vergötterung der Elemente zurück; besonders das Feuer und Wasser galten als große Götter: Mithra und Anahita. Auf Feueraltären und in Feuertempeln wurde das ewige oder heilige Feuer gehütet. Das Leben des Zarathustriers sollte der Arbeit gewidmet sein, bis der Tod den Leib von der Seele trennte. Sobald die Seele aus dem Körper entwichen ist, fällt dieser den bösen Mächten anheim. In Form einer Fliege ergreift das Leichengespenst davon Besitz. Die Leichname frommer Menschen und heiliger Tiere waren unrein. „Dies erklärt sich daraus, daß durch den Tod des Guten die Partei des Lichtes eine Einbuße erlitt." Der Leichnam wurde an einsamer Stätte den Vögeln, Hunden und reißenden Tieren zum Fraße ausgesetzt. Die sollten aber nur das Fleisch verzehren, die Knochen mußten unversehrt bleiben, da ja beim Weltende auch die Leiber der Entschlafenen auferstehen. Nicht nur für den Leib des Verstorbenen, sondern auch für dessen Seele mußte von den Überlebenden gesorgt werden. Während des Leichenzuges wurde gebetet, wobei viel Hokuspokus mit unterlief. Die abgeschiedenen Geister wurden verehrt. Besonders fromme Seelen konnten von ihrem Überflusse an Gutthaten den Bedürftigen etwas ablassen. In der späteren Zeit entwickelte sich die Anschauung, daß alle Thaten der Menschen bei ihrem Tode auf einer großen Wage gewogen würden. Je nachdem die guten oder schlechten Thaten schwerer waren, kam die Seele in den

Himmel oder die Hölle. Um dem Volke die Größe der Sünden recht anschaulich zu machen, wurden sie von den Priestern nach ihrer Schwere in Klassen eingeteilt, wir sagten, nach so und so viel Kilogramm bewertet[57]).

Die zarathustrische Religion verbreitete sich in der volkstümlichen Umwandlung als Mithrareligion in der Achämenidenzeit von Iran nach Armenien und Kleinasien; später fand sie Anhänger im ganzen römischen Reiche. Ein Teil Irans, Parthien, löste sich vom seleukidischen Reiche unter selbständigen Fürsten ab, unter denen in religiösen Fragen ziemliche Duldung gegen Andersgläubige in Übung war[58]).

Unter den Sassaniden, welche Persien vom dritten bis zum siebenten Jahrhunderte nach Christus beherrschten, erlebte die Ormuzdreligion eine Nachblüte. Die anderen Religionen, namentlich das Christentum und Judentum, wurden verfolgt. Nachdem die Araber das persische Reich erobert hatten, wurde das Gebiet der altpersischen Religion mehr und mehr eingeengt, bis sie nach vielen Jahrhunderten aus dem Heimatlande bis auf eine kleine Parsengemeinde auf der Oase von Yezd gänzlich verschwand. Eine kleine Schar Parsen fand in Indien, in Guzerat, eine Zuflucht, wo sich bis auf den heutigen Tag die Ormuzdlehre erhalten hat[59]).

Das Priestertum.

Die Priester bildeten den ersten Stand im Staate; bei den Medern hießen sie Magier, bei den anderen iranischen Stämmen Athravans (Feuerentzünder). Das Zusammenschließen zu einer abgesonderten Gilde erfolgte erst allmählich; die Aufnahme in sie war an gewisse Bedingungen geknüpft. Die Priester oblagen dem Studium der heiligen Schriften, sie hielten den Gottesdienst ab, sie bereiteten den Haumatrank, sie hüteten das heilige Feuer und reinigten die Personen,

welche mit einem unreinen Gegenstande in Berührung gekommen waren. Der Harn der Rinder spielte dabei eine große Rolle; er galt für wunderkräftig. Die Opfer waren keine blutigen. Das Lesen des Avesta in Verbindung mit liturgischen Handlungen war das Wesentliche des Gottesdienstes. Die persischen Priester sollen nicht herrschsüchtig gewesen sein, was kaum glaubhaft erscheint. „Sie hielten weises Maß in ihren Ansprüchen. Ihr eigentliches Gebiet, die Herrschaft über die Geister und die Pflege der Religion und des Gottesdienstes, überschritten sie nirgends." Erst unter den Sassaniden schloß sich die Priesterschaft zu einer vom Staate anerkannten und geschützten Kirche zusammen. Die Haupteinnahmsquelle der Priester bildeten die Einkünfte bei den Reinigungsvorgängen. Es gab dafür ganz genaue Preisbestimmungen, die strenge eingehalten werden mußten. „Die Laien sollen dafür sorgen, daß der Priester das Haus des Gereinigten zufrieden und ohne Groll verlasse. Geht er im Zorne davon, so wird der Betreffende von neuem unrein und bleibt es für ewige Zeiten." Im übrigen hatten die Priester nur geringe Habe. Erst in der weiteren Entwickelung war mit den höheren geistlichen Würden äußerer Glanz verbunden. Ihre geistigen Schätze pflanzten die Priester durch Unterricht fort; sie waren die Träger der gesamten Kultur, Liederdichter, Ärzte und Kalendermacher [60]).

Eigenart des Volkes.

Das Volk gliederte sich in Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbetreibende. An der Spitze stand der König. Die Kleinbauern bildeten den Kern des Volkes. Jeder Bauer war zum Kriegsdienste verpflichtet. Die Gewerbetreibenden (Metallarbeiter, Töpfer, Weber, Wagenbauer) waren unfrei. Die Kaufleute standen auf der niedrigsten Stufe. Das altiranische

Volk lebte schlicht und einfach. An dem Hofe der Großkönige aber und in den Palästen der vornehmen Perser herrschte große Üppigkeit[61]. Wahrhaftigkeit, Treue, Mildthätigkeit und Barmherzigkeit gelten als Haupttugenden. Verträge wurden überaus heilig gehalten. „Wer einen Vertrag verletzt, der verletzt den Gott selbst, ein Vertragsbrüchiger wird den verworfensten Menschen zugezählt.“ Nicht nur auf Worte und Werke, sondern vor allem auf die Gesinnung ist bei der Beurteilung eines Menschen zu sehen[62].

Die Ehe hält man hoch, zahlreiche Nachkommenschaft preist man als höchstes Glück. Das Weib ist die ebenbürtige Gefährtin des Mannes, wenngleich sie ihm Gehorsam schuldet. An ihre Tugend werden hohe Anforderungen gestellt. Auch an den Opfern und heiligen Handlungen nehmen die Frauen teil. Die Vielweiberei war durch das Avesta nicht verboten. Es stand im Belieben des einzelnen sich eine oder mehrere Frauen zu nehmen. Der Ehebruch gehörte zu den schlimmsten Sünden, er kann durch Reue nicht gesühnt werden. Der Ehebrecher kommt gewiß in die Hölle. Gegen die Geschwisterehe spricht sich der Dinkart, eine Schrift aus der letzten Zeit der Sassaniden, entschieden abfällig aus; doch bestand sie thatsächlich.

Die Volkesseele der Iranier war also im allgemeinen rein und edel. Im Dinkart heißt es, daß jeder Mensch iranischer Abkunft ein Gegner grausamer Sitten sei. Die noch heute in Indien lebenden Parsi zeichnen sich durch tadellosen Lebenswandel, namentlich durch Nächstenliebe vorteilhaft aus. Auch Herodot rühmt den milden Sinn der Perser: „Keiner, selbst der König nicht, darf einen Menschen umbringen um ein Vergehen. Der Perser darf nicht einmal einen seiner Knechte zu hart behandeln um ein Vergehen, sondern erst, wenn er nach reifer Überlegung findet, daß seiner Sünden mehr sind als seiner Dienste, darf er seinen Zorn an ihm

auslassen. Sie behaupten auch, daß niemals einer seinen Vater oder seine Mutter umgebracht habe; denn, behaupten sie, es sei ganz unnatürlich, daß ein Kind seinen wirklichen Vater umbringe."

Daß sich die Perser gegen die Aussätzigen möglichst wehrten, ja sie sogar aus ihrem Lande vertrieben, wenn sie fremden Stammes waren, kann man ihnen nicht als Grausamkeit auslegen. Es war das nur der Schutz der Gesamtheit vor der tückischen Krankheit. Es war dasselbe, was die heutigen Absperrungsmaßregeln in Zeiten von Seuchen bezwecken[63]). Natürlich fehlte es nicht an Schatten in diesem schönen Bilde. Unnatürliche Vergehen gegen die Sittlichkeit von Menschen untereinander und von Menschen mit Tieren waren häufig. Abtreibung der Leibesfrucht hatte allgemeinen Eingang gefunden. Trunksucht und die damit verbundene Streitsucht war ein häufiges Laster. Selbst das Essen von Menschenfleisch wird im Avesta erwähnt. Es spiegelt sich darin der Übergang aus rohen Urzuständen zu höherer Gesittung. Noch düsterer wird das Bild, wenn man von den Niederungen des Volkes zu den Höhen hinansteigt, von wo aus seine Geschicke gelenkt wurden. Die Geschichte des Astyages, der den Sohn eines seiner ungehorsamen Diener schlachten, braten und diesem selbst als Speise vorsetzen ließ, zeigt die Sitten der Meder in einem schlimmen Lichte. Im Palaste des Xerxes herrschte große Unsittlichkeit. Die unmenschliche Grausamkeit, welche eine Gemahlin dieses Königs an einer glücklichen Nebenbuhlerin beging, werfen ein fahles Licht auf diese Zustände.

So manche Grausamkeit ist auf Rechnung abergläubischen Sinnes zu setzen, der in den Kreisen der Regierenden sich besonders lebhaft regte. Als Xerxes nach Griechenland zog, ließ er beim Übergange über den Strymon neun Kinder lebendig begraben, um sich die Landesgötter günstig zu stimmen. Herodot, der dies berichtet, fügt hinzu: „Das Lebendigbegraben ist eine persische Sitte, denn ich habe auch erfahren, daß

Amestris, die Gemahlin des Xerxes, als sie alt geworden war, zweimal sieben Knaben angesehener persischer Männer vergraben ließ, um dem Gott zu danken, der unter der Erde wohnen soll." Im Kriege verfuhren die Perser mit ihren Feinden durchaus nicht glimpflich. Bei der Eroberung Kyrenaikas wurde ein Teil der Bewohner umgebracht, der überlebende nach Baktrien geschleppt. Wie in fast allen Kriegen des Altertums fehlte es auch in denen der Perser nicht an grauenhaften Ausschreitungen gegen die Frauen. Gegen tapfere Feinde aber hatten die Perser die größte Hochachtung und überhäuften sie mit Ehren; nur den ersten Gefangenen opferten sie bisweilen den Göttern [64]).

Die Rechtspflege.

Die Strafbestimmungen des Avesta bieten uns kein richtiges Bild der thatsächlichen Verhältnisse. Sie sind von einer Milde, die von vornherein Bedenken einflößt. Außer gegen unbefugte Anmaßung priesterlicher Verrichtungen wird die Todesstrafe gegen niemand verhängt, nicht einmal gegen Mörder. In Wirklichkeit lagen die Dinge im Reiche der Perser wesentlich anders; das Rechtswesen daselbst stand fast auf derselben Stufe wie das ihrer politischen Vorfahren, der Assyrer. In einem Punkte war freilich das Avesta grausam: in den Verfügungen gegen die Leichenträger, zu welchem Berufe wohl nur Verbrecher verhalten wurden. Wenn diese alt und kraftlos wurden, brachte man sie in die Berge und hieb ihnen den Kopf ab. Denen, welche von einem Leichname gegessen hatten, wurde Blendung angedroht, man sollte sie lebendig begraben und ihnen das Herz herausschneiden [65]).

An Ersinnen von Todesstrafen waren die Perser unerschöpflich. Sie waren offenbar bei den Assyrern in die Lehre gegangen. „Enthaupten, Abschneiden des Kopfes mittels eines

Rasiermessers, Kreuzigen (für Staatsverbrecher), Trinken von Stierblut, Erdrosseln, Braten in glühender Asche, Schinden bei lebendigem Leibe und Ausstellen der Haut an einem öffentlichen Orte, lebendig Begraben, Zertrümmern des Kopfes zwischen zwei Steinplatten (für Giftmischer), Zersägen, Aufspießen. Eine besonders grausame Hinrichtung beschreibt Plutarch: „Der Verurteilte wurde zwischen zwei Mulden eingepreßt, so daß nur Kopf, Hände und Füße frei blieben. Das Gesicht wird so gedreht, daß die Sonnenstrahlen in die Augen fallen; alsdann wird er genötigt zu essen und im Weigerungsfalle mit Nadeln in die Augen gestochen, zugleich wird ihm das Gesicht mit Honig bestrichen, worauf sich dasselbe mit Insekten bedeckt; aus den zwischen den Mulden bleibenden Exkrementen entstehen Würmer, welche den Körper zernagen, und der Unglückliche wird zuweilen erst nach Wochen durch den Tod erlöst." Häufige Strafen bestehen im Blenden mit Hilfe glühender Nadeln oder siedenden Ölaufgusses, im Abschneiden von Nase, Ohren, Händen, Füßen, Augenlidern und Lippen. Artaxerxes II. strafte einen Überläufer damit, daß dieser einen ganzen Tag lang auf öffentlichem Platze eine Buhlerin nackt am Halse tragen mußte, einem anderen ließ er die Zunge dreimal mit einem Pfriemen durchbohren"[66]. Die Bestechlichkeit der Richter wurde strenge bestraft. „Kambyses ließ den Sisamnes, weil er Geld angenommen hatte, hinrichten und mit seiner Haut den Stuhl überziehen, auf welchem er dessen Sohn als Nachfolger bei Gericht zu sitzen zwang. Darius ließ einen Richter aus dem gleichen Grunde umbringen"[67].

Parysatis, die Mutter Artaxerxes' II., war von furchtbarer Rachsucht gegen die Mörder ihres Sohnes erfüllt. Einer wurde der Augen beraubt und durch Eingießen glühenden Erzes in die Ohren getötet. Ein anderer wurde quer über drei, zwei Fuß voneinander stehende Kreuze geheftet und daneben wurde seine Haut über einen Pfahl gezogen. Bessos,

der Mörder des letzten Perserkönigs, wurde von dem Bruder des Getöteten an Bäume gefesselt, welche man mit Stricken zusammengezogen hatte; als die Stricke gelöst waren, schnellten die Bäume voneinander und rissen den Körper in Stücke [68]).

So schrecklich diese Dinge auch sein mögen, so dürfen wir doch daraus nicht den Schluß ziehen, daß das Volk selbst von grausamer Gesinnung erfüllt war. Diese schrecklichen Strafen dienten hauptsächlich den Machthabern als Abschreckungsmittel, damit es ja den Unterworfenen nicht einfalle, den Versuch zu machen, ihre Herrschaft abzuschütteln. In allen despotischen Reichen war solche Grausamkeit Gepflogenheit.

Die Duldung.

Wie verhielten sich die alten Perser zum Duldungsgedanken? Befragen wir darüber zuerst das Avesta. Das Avesta durchzulesen ist kein Vergnügen. Alles haftet am Äußerlichen; es giebt Vorschriften für alle Verrichtungen des Lebens, die mitunter recht merkwürdig klingen. Aus diesem bunten Durcheinander den Kern herauszuschälen ist nicht leicht. Von Duldsamkeit wird man im ganzen Avesta kaum eine Spur entdecken. Nur eine Stelle ist mir bekannt, die Duldung atmet, und die geht wahrscheinlich auf eine buddhistische Quelle zurück. Sie lautet: „Sekten jeder Art stellen den Grundsatz auf: Verrichte gute Werke und enthalte dich der Verbrechen" [69]).

Dieser Ausspruch stammt aus der späteren Zeit. Er giebt mittelbar die Gleichwertigkeit aller Religionen zu, von denen besonders der Buddhismus, das Christentum und der Islam gemeint sind. Hier soll auch gleich erwähnt werden, daß dem Mazdaglauben einige milde Züge eigen sind, die ihm ein gewinnendes Ansehen verleihen. So war man sogar Ungläubigen gegenüber verpflichtet, jede Übereinkunft zu halten. Die

Sklaven wurden wie Hausgenossen gehalten; sie konnten auch in die Religionsgemeinde aufgenommen werden. Das ist aber auch so ziemlich alles, was in dem Avesta an Duldsamkeit erinnert; es sind schwache Lichtfunken in einer finsteren Nacht[70]).

Die Religion Zarathustras wird selbstverständlich die beste genannt[71]). Sie ist der heilige Glaube, der beste und schönste von allen, die da sind und sein werden[72]). Die anderen Religionen sind ein Werk des Bösen. Im Werke Minokhired, Unterredungen eines persischen Weisen mit der himmlischen Intelligenz, heißt es: „Von allem Unrechte, das der verfluchte Ahriman auf der Welt angerichtet hat, sind vier Dinge die schlimmsten: daß er den Lohn der guten That, die Strafe der Bösen, den Geist der Menschen und das Ende der Handlungen verborgen hat, aus diesem Grunde hat er so viele Glaubens- und philosophische Ansichten und solche schlechte Aufführung auf der Welt gangbar gemacht. Da der Mensch Pflichten und gute Werke nicht kennt, glaubt jeder und betrachtet das als gut, was in seiner Religion gelehrt wurde, und hält besonders die Religion für die reinste, welche die seiner Regierung ist. Keine Religion ist, wie die im Worte des Ormuzd enthaltene, von Zarathustra gebrachte Religion fähig, das, was der Welt und dem Geiste zur Wohlfahrt gereicht, bündig und deutlich mitzuteilen"[73]).

Auch der Zweifel und der Unglaube sind eine Schöpfung des Bösen. Daher werden auch diejenigen, welche nicht den zarathustrischen Glauben haben, als dessen Geschöpfe hingestellt[74]). „Die Ausbreiter schlechter Religionen verursachen ebensolchen Schaden wie die Falschmünzer, welche Blei statt Gold oder mit Blei versetztes Gold unter die Leute bringen"[75]). Die Gegner der zarathustrischen Religion vergleicht man mit schädlichen und ekelhaften Tieren. Den Ketzern und Irrgläubigen schrieb man übernatürliche Kräfte zu; sie waren auch an der Behexung des Viehes schuld[76]).

Die Ungläubigen kommen natürlich in die Hölle. Nur der ist der rechte Mann, der keinen Zweifel in die Schöpferkraft Auramazdas und in die Zerstörungsgewalt Aharmans hegt, der da glaubt an die Auferstehung und ein Weiterleben nach dem Tode und daß alles Gute von Auramazda, alles Böse von Aharman herrührt[77].

Schon in dem ältesten Teile des Avesta, in den Gâthas, der Liedersammlung, wird eingeschärft, sich ja nicht mit den Angehörigen eines fremden Glaubens einzulassen[78]. Ab und zu kommen allerdings den Weisen allerlei Zweifel über die Unübertrefflichkeit der eigenen Religion. Sie sind in der Frage ausgedrückt: Wozu giebt es denn so viele verschiedene Religionen, wenn die eigene die allein wahre, die allein seligmachende ist[79]? Doch steht die Anschauung fest, daß alle Einzelheiten fremder Glaubenssysteme, die nicht in der Mazdareligion gefunden werden, zweifelhaft sind[80].

Unter den abscheulichsten Sünden werden genannt: Unnatürlicher Umgang; Verehrung eines Götzen; der Glaube an eine jede Religion und der Wunsch, in jeder seine Andacht zu verrichten; Ketzerei, Abtrünnigkeit; der Besuch einer öffentlichen Dirne[81]. Diese Bestimmung stammt aus der Zeit, da in Persien schon der Islam eingezogen war und daneben Parsen, Christen und Juden im Lande lebten. Derjenige aber, der einen Abtrünnigen in die Schar der Gläubigen zurückführt, verdient Lob und Preis in diesem und in jenem Leben[82]. Das Land wird als das unglücklichste bezeichnet, wo man einen Götzentempel erbaut. Die mächtigsten Waffen, die Aharman zur Täuschung der Leute verwendet, sind Glück und Unglück, der Geist der Abtrünnigkeit, der Zweifelsucht und der Habgier. Unter den Lastern der Priester werden angeführt: Ketzerei, Habgier, Nachlässigkeit, Feilschen, Kleinigkeitskrämerei und Unglaube in der Religion[83].

Daß die Ungläubigen tief unter den Gläubigen stehen, wird zu wiederholten Malen nachdrücklich bezeugt. So, wo

die Rede von der Heranbildung der Ärzte ist. Die sollten sich zuerst an den Ungläubigen versuchen; wenn derjenige, welcher ein Arzt werden will, drei durch Schneiden getötet hat, ist er unfähig zu heilen für immerdar. Wenn ihm aber bei drei Ungläubigen die Heilung gelingt, soll er seinen Beruf ausüben [84]).

Die Heilkunde lag ganz in den Händen der Priester, da die Krankheiten als Schöpfungen der bösen Geister angesehen wurden. Es gab Messerärzte, Kräuterärzte und Wortärzte. Die Heilung durch Sprüche war nach Meinung des Avesta das Beste. Die Chirurgie stand schon auf einer ziemlichen Höhe. Der Ungläubige wurde mit einem Mörder, Betrüger, Lügner und einer Buhldirne auf gleiche Stufe gestellt [85]). Jedem, der Götzen verehrt, wünscht das Avesta, daß er Schaden leide am Leibe oder am Vermögen oder an der Seele. Das reine Wasser soll nicht hilfreich sein dem, der schlecht denkt, spricht oder handelt, oder für den Ungläubigen [86]).

Die eheliche Verbindung zwischen Gläubigen und Ungläubigen verabscheut das Avesta aufs höchste. „Wer übt an dir, der du Ahura-mazda bist, die größte Rache, wer thut dir die größte Plage an?" Darauf entgegnete Ahura-mazda: „Der, welcher den Samen vermengt der Frommen und Unfrommen, der Verehrer der Daêvas und derer, die die Daêvas nicht verehren, der Sünder und der Nichtsünder" [87]). Auch die nichteheliche Verbindung von Gläubigen und Ungläubigen wird natürlich aufs schärfste bekämpft. Die Buhldirnen waren meist Mädchen aus nichtarischen und dem Mazdaglauben nicht ergebenen Stämmen. Auch eine ungläubige Nebenfrau oder Dienerin sahen die Priester scheelen Blickes an [88]).

Bis jetzt haben wir nur solche Äußerungen des Avesta vernommen, die den Abscheu gegen die Ungläubigen zum Ausdruck bringen. Nun wollen wir auch hören, wie denn die Mazdaverehrer die Andersgläubigen und Ungläubigen in Wirklichkeit behandelten. Das Avesta ist darüber sehr schweigsam.

Einmal heißt es, daß nur einem, der von der guten Religion ist, etwas gegeben werden soll. Einem, der einer anderen Religion angehört, dürfte nur im äußersten Notfalle etwas verabreicht werden, damit das nicht zur Sünde würde. Ferner möchte man sich enthalten, mit einem Andersgläubigen aus demselben Becher zu trinken [89]).

Diese Bestimmung erinnert so deutlich an das Gesetzbuch des Manu, daß man wohl annehmen muß, sie seien von dorther übernommen worden *). Von thatsächlicher Schädigung der Irrgläubigen, Andersgläubigen und Ungläubigen hören wir wenig. Deren Tötung aber wird nirgends **geboten.** Das ist jedenfalls ein sehr bedeutsamer Zug. Nur einmal ist von der Belohnung die Rede, die einer erhält, der einen „zweibeinigen Wolf", einen Götzendiener, tötet [90]). Auch von der Hinrichtung von Zauberern wird an derselben Stelle gesprochen. Strenger war das Gesetz gegen die Abtrünnigen, die sollten getötet werden [91]).

Wer eine Schlange tötet und dabei eine passende Stelle des Avesta hersagt, thut dasselbe, als wenn er einen Abtrünnigen erschlüge [92]). Ein Abtrünniger wurde den Zauberern und Ausübern unnatürlicher Fleischeslust gleichgestellt.

In den ältesten Teilen des Avesta, in den Gâthas, gebietet der Prophet allerdings die Ungläubigen totzuschlagen, ihre Köpfe wegzufegen, aber diese Ungläubigen waren zu gleicher Zeit räuberische Nomaden, die in die Hürden und Häuser der frommen, gläubigen Ackerbauer einbrachen. Es war also dieses Gebot nicht gegen die harmlosen Ungläubigen, sondern gegen Räuber und Mörder gerichtet, die nebenbei auch noch anderen Glaubens waren. Auch die Lügenpriester spielen in den Hymnen eine große Rolle; sie sollen mit dem Schwerte gezüchtigt werden [93]).

---

*) Siehe meine Schrift: „Der Buddhismus und die Duldung", S. 6—8, Linz 1899.

Im allgemeinen hielten sich die Streitigkeiten zwischen den Anhängern Zarathustras und denen anderer Religionen in der früheren Zeit in dem Rahmen von Wortgefechten. So fanden solche Redeschlachten zwischen den Mazdaverehrern und den Buddhisten im zweiten Jahrhunderte vor Christus häufig statt. Die Sieger in solchen Turnieren wurden hoch geehrt[94]).

Überblicken wir alle Bestimmungen gegen die Ungläubigen, so sehen wir, daß der religiöse Fanatismus sich allerdings in vielen Worten ergeht, mit denen aber doch die Thaten nicht gleichen Schritt halten. Und so macht denn die zarathustrische Religion einen verhältnismäßig milden Eindruck. Viele Züge der Avestareligion sind wahrhaft edel und erhaben. Das allgemein Menschliche ringt sich fast überall siegreich zum Lichte empor. Von Duldsamkeit freilich ist keine Spur vorhanden. Die meisten unduldsamen Aussprüche des Avesta stammen wohl aus der Sassanidenzeit, da man ihrer im Kampfe gegen das Christentum und den Islam bedurfte. Die Sassaniden waren unter dem Einflusse einer mächtigen und herrschsüchtigen Priesterschaft sehr unduldsam. Bahram II. (272 bis 275) ließ Mani, den Begründer des Manichäismus, vor ein Ketzergericht stellen, das ihn zur Hinrichtung durch Schinden verurteilte. Seine Haut wurde ausgestopft und zur Schau ausgestellt. Sapor II. (309—380) verfolgte die Christen wegen politischer Umtriebe. In ihrem Bekehrungseifer gingen die Christen oft zu weit, indem sie die heiligen Stätten der Zarathustrier verunglimpften und die Feuerpriester prügelten. Darauf ist namentlich die Christenverfolgung unter Jezdegerd I. (397—417) zurückzuführen, unter dem viele Christen in das römische Reich auswanderten. Eine Zeit lang muß dieser Fürst sehr duldsam gewesen sein, weil er wegen seiner Nachsicht gegen Andersgläubige von der Priesterschaft den Beinamen „der Sünder“ erhielt. Vahram V. (417—438) verfolgte ebenfalls die Christen; der oströmische Kaiser Theodosius zwang ihn aber, seinen Glaubensgenossen freie Religionsübung zu

gewähren. Unter Jezdegerd II. (438—457) kam es zu einem heftigen Kampfe mit den armenischen Christen. Unter Peroz (459—486) fanden viele Nestorianer Zuflucht im persischen Reiche. Chosro Anoschirwan (531—578) war ein Freund der Wissenschaften. Viele griechische Gelehrte weilten an seinem Hofe und übersetzten die griechischen Klassiker ins Persische [95]).

Wenn man erwägt, daß von Duldsamkeit im Avesta keine Spur zu finden ist, so muß einem die Duldsamkeit eines Cyrus und Darius um so merkwürdiger erscheinen. Sie steht in auffallendem Gegensatze zur Unduldsamkeit der Sassaniden. Die Auffassung jener über religiöse Fragen war jedenfalls eine andere als die im Avesta ausgedrückte. Es ergiebt sich daraus von selbst der Schluß, daß Cyrus und Darius die Bestimmungen des Avesta über das Verhalten gegen Andersgläubige unbekannt waren. Vielleicht ist dies ein neuer Beweis dafür, daß das Avesta nicht zu weit ins Altertum hinaufreicht. Ich meine nämlich aus den oben angedeuteten inneren Gründen annehmen zu müssen, daß das Avesta noch nicht zur Zeit des Cyrus und Darius verfaßt gewesen sein kann.

Cyrus, dessen Machtgebot sich vom Indus bis zum ägäischen Meere erstreckte, gehört zu den edelsten Herrschergestalten der Weltgeschichte. Er war ein großer Eroberer, und dennoch wird kein Zug von Grausamkeit über ihn berichtet. „Der Adel seines Wesens", sagt Meyer, „leuchtet uns in gleicher Weise entgegen aus den Berichten der Perser, die er zur Weltherrschaft führte, der Juden, die er befreite, und der Hellenen, die er unterwarf" [96]). Als er im Jahre 538 Babylon eroberte, da jauchzten die Unterdrückten auf und begrüßten ihn als ihren Retter. Cyrus huldigte den Göttern des besiegten Babels ebenso gut als dem Gotte der Juden, die er in die Heimat zurückkehren ließ. Die jüdischen Propheten, die ihn als kommenden Retter mit feurigen Worten

begrüßt hatten, waren nicht wenig enttäuscht, als sie sahen, daß er, statt die fremden Götzen umzustürzen, sie wie die Seinigen verehrte und Babel nicht vom Erdboden vertilgte, wie es ihr lang genährter Haß erwartet hatte. Es ist allerdings fraglich, ob dabei sein menschliches Empfinden nicht hinter politische Beweggründe zurücktrat. Aber das kann unsere Bewunderung für diesen großen Mann nicht verringern. Cyrus war jedenfalls einer der ersten duldsamen Fürsten, über welche die Geschichte Zuverlässiges berichtet. Er schonte fast überall die religösen Gefühle seiner neuen Unterthanen; seine Eroberungskriege waren nicht zugleich Religionskriege. Diese merkwürdige Duldsamkeit wird nur durch das Verhalten der Perser gegen die ionischen Städte beeinträchtigt, wo sie, wie wenigstens Curtius berichtet, kein hellenisches Recht, kein Heiligtum achteten [97]).

Kambyses erscheint in einem anderen Lichte; besonders sein Vorgehen in Ägypten hat ihm den Ruf eines grausamen Wüterichs eingetragen. Nach Justis Darstellung sind aber alle darauf Bezug habenden Erzählungen übertrieben oder erfunden. Anfangs soll er sogar sehr duldsam gewesen sein und sich auch den kirchlichen Vorschriften, denen die Pharaonen folgten, gefügt haben. „Wir besitzen eine ägyptische Inschrift, deren Inhalt die Märchen von des Kambyses Wüten Lügen strafen. Sie berichtet nicht allein, daß auf Befehl des Kambyses der Tempel der Neith in Sais, welcher von den Soldaten besetzt war, gereinigt und dem Gottesdienste zurückgegeben wurde, daß auch alle Feste gefeiert werden sollten, sondern auch, daß der neue persische Pharao wie seine ägyptischen Vorgänger in die Mysterien der Neith eingeweiht worden sei, und die heilige Spende an Osiris, den Herrn der Ewigkeit, in der inneren Tempelkammer dargebracht habe“ [98]).

Als Kambyses von einem verunglückten Zuge nach Memphis zurückkehrte, faßte er das Fest, das daselbst gefeiert wurde,

als Verhöhnung auf und verwundete im Jähzorn den heiligen Apis tödlich. Viele sucht das Wüten des Kambyses als geistige Gestörtheit hinzustellen, eine Ansicht, die übrigens schon Herodot ausgesprochen hat[99]). Meyer meint, es sei immerhin möglich, daß er die ägyptische Religion verspottet habe[100]).

Von Darius weiß die Geschichte fast nur duldsame Züge zu vermelden. Er ehrte die Sitte und Religion eines jeden Volkes und ließ die inneren Einrichtungen eines jeden Landes unverändert fortbestehen. In Ägypten stellte er die Namen aller Götter, ihre Tempel, ihre Opfer und die Feier ihrer Feste her. Er setzte sogar eine Belohnung für die Auffindung eines neuen Apis aus[101]).

Es ist bezeichnend, daß Herodot, der sonst über alle möglichen Dinge zu plaudern weiß, über die Unduldsamkeit der persischen Großkönige, von Kambyses abgesehen, wenig berichtet. Während des Krieges unter Darius gegen Griechenland wurden in Naxos und in Eretria zwar die Tempel verbrannt, in Delos und Tenos aber brachten die Perser den Göttern reichliche Weihrauchopfer dar. „Alle Welt“, sagt Curtius, „sollte sehen, daß es dem Perserkönige nicht in den Sinn käme, die hellenischen Nationalgötter ihrer Ehren zu berauben.“ Diese Äußerung steht im Widerspruche zu einer anderen, die Curtius später thut und die lautet: „Während des Krieges gegen die Griechen zeigten die Perser nichts von Milde. Sie zerstörten überall die griechischen Heiligtümer“[102]).

Auch Xerxes ließ auf seinem Zuge die Bildsäulen der Götter umstürzen und zerstörte auf dem Rückzuge in Babylon die Tempel. Artaxerxes III. (361—336), der Ägypten wiedereroberte, ließ die Tempel plündern, die heiligen Bücher fortschleppen und gab sie nur gegen schweres Geld zurück[103]).

Wie stellt sich nun kurz unser Urteil über das Verhalten der Perser zur Duldungsfrage?

Zwei Anschauungen treten einander gegenüber. Den einen erscheint das alte Persien als ein sehr duldsames Land, weil sie vor allen Cyrus und Darius im Auge haben; den anderen erscheint es dagegen als sehr unduldsam, weil sie sich an die Äußerungen des Avesta und an die Unduldsamkeit der Sassaniden halten [104]). Diese widerstreitenden Meinungen kann man leicht in Einklang bringen, wenn man annimmt, daß der duldsame Grundzug des Perservolkes, den es mit den Indern gemeinsam hatte *), im Laufe der Zeiten durch die Entwickelung des Priestertums eine Trübung erhielt und ins Gegenteil umschlug. Den Babyloniern und Assyrern gegenüber erscheinen uns die alten Perser als verhältnismäßig duldsam. Schon Herodot fiel es auf, daß die Perser weniger als die anderen Völker des Altertums sich gegen fremdes Wesen ablehnend verhielten [105]). Sie übten jedenfalls eine Duldsamkeit in religiösen Dingen, die sonst ihrer Zeit fremd war. Nur der griechischen Religion gegenüber nahmen sie eine feindliche Stellung ein, weil ihnen der Bilderdienst der Griechen ein Greuel war. Die Geschichte des alten Persiens liefert einen neuen Beweis dafür, daß die Unduldsamkeit nicht immer der Duldung in einem Staatswesen vorausgeht **).

---

*) Siehe meine Schrift: „Der Buddhismus und die Duldung", Linz 1899.

**) Der dritte Band von Eduard Meyers „Geschichte des Altertums", Stuttgart 1901, kam mir leider erst nach der Vollendung meiner Schrift zu. Im Wesentlichen deckt sich das Urteil dieses hervorragenden Geschichtsforschers über die Stellung der Perser zu den fremden Religionen mit den hier gewonnenen Ergebnissen. Nur ist zu bemerken, daß auch die ab und zu geübte Unduldsamkeit gegen die kleinasiatischen Griechen nach Meyer eine Erklärung in dem Übereifer der Beamten findet, welche die wahre Gesinnung der Herrscher nicht erfaßten. „In einem Erlasse an Gadatas, der die Freiheit des Personals des magnesischen Apollotempels

von Abgaben und Frohnden angetastet hatte, tadelt Darius seinen Beamten, ‚weil du meine Gesinnung gegen die Götter durch dein Thun vereitelst‘ und die Gesinnung meiner Vorfahren gegen den Gott verkennst, der den Persern volle Wahrheit verkündet hat.“ Dadurch erscheint die Duldsamkeit des Königs in noch hellerem Glanze [106]).



China.

Allgemeines [107]).

China steht in der Geschichte einzig da. Wie ein altersgrauer, moosbewachsener Bau ragt dieses Staatsgebilde aus ferner Vergangenheit in die Gegenwart herein. Kein Wunder, wenn sein Steinwerk allgemach zerbröckelt. Die Ereignisse der letzten Jahre haben China so sehr in den Mittelpunkt der Zeitgeschichte gerückt, die Ausschreitungen der Boxer gegen die Fremden und die Christenverfolgungen in allen Teilen des himmlischen Reiches haben den Ruhm Chinas, ein Hort der Duldsamkeit zu sein, so sehr geschädigt, daß es doppelt anziehend erscheint, diesen Ruhm auf seinen wahren Wert zu prüfen.

Der Volksstamm, der dem Reiche der Mitte den Namen gab, kam aus dem Innern Asiens und ließ sich um das Jahr 2500 vor unserer Zeitrechnung am Hoangho nieder. Die ureinheimische Bevölkerung fügte sich ohne viel Widerstreben der fremden Herrschaft, die sich bald in eine Reihe von Einzelstaaten auflöste. Es gab eine Zeit, da China in 70 Königreiche und in 1000 nicht unbedeutende Feudalherrschaften zerfiel. Die Bevölkerung Chinas betrug um das Jahr 500 vor Christus etwa 12 Millionen, 500 Jahre später 60 Millionen, im Jahre 740 wurde sie schon auf 144 Millionen berechnet; heute zählt China mehr als 400 Millionen Einwohner.

Unablässige Bürgerkriege waren die Folgen der früheren Zersplitterung. Die Eunuchenwirtschaft in den Palästen der Herrscher nahm oft die Gestalt eines Schreckensregimentes an.

Geordnete Zeiten hielten nie lange vor. Dem Sturze der 22 Geschlechter, die in China herrschten, gingen stets anarchische Zustände voraus. Aufstände waren häufig. Im Jahre 1862 gab es zu gleicher Zeit zehn Rebellionen in verschiedenen Teilen des Reiches. Die Geschichte meldet von vielen Greueln. So wurden im Jahre 1647 zur Zeit der Eroberung des Reiches durch die Tataren in Canton 100000 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, hingeschlachtet. In das sechste Jahrhundert vor Christus fällt das Leben der beiden Weisen: Confucius und Lao Tse, die für die Entwickelung des religiösen und geistigen Lebens in China von großer Bedeutung sind. Erst im dritten Jahrhundert vor Christus bildete sich wieder eine festere Staatsgewalt. Nach vielen Wandlungen fand China vom siebenten bis zum zehnten Jahrhundert nach Christus eine Zeit friedlicher Blüte, da die Künste und Wissenschaften gediehen. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert befand sich China in der Gewalt der Mongolen, die sich um die einheimischen Religionen wenig kümmerten. Den Mongolen folgte ein einheimisches Herrschergeschlecht, das in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von den Mandschu gestürzt wurde, die noch heute in China herrschen.

China hat sich Jahrtausende hindurch unbeeinflußt von außen entwickelt. Seine geographische Lage kam ihm dabei sehr zu statten; hohe Gebirge und das Meer schlossen es von der übrigen Welt ab. „Die Sprache des chinesischen Volkes hat sich frühzeitig durch wundersame Charakterenschrift fixiert, die Einsilbigkeit ihrer ersten Zeit so streng, so treu bewahrt, wie keine andere auf Erden.“ China besaß ein geordnetes Staatswesen, lange bevor Europa in die geschichtliche Zeit eintrat.

Die Religion der alten Chinesen [108]).

Die Anschauungen über die Religion der alten Chinesen gehen sehr auseinander. Während Tiele der Meinung ist, daß die Religion des alten China bloß eine Geisterverehrung mit einer Neigung zum Fetischismus zeigt, entdecken Legge und Harlez darin viele erhabene Züge, ja sie stellen die alten Chinesen geradezu als Monotheisten hin. Legge behauptet auch, daß selbst die heutige chinesische Religion noch eine monotheistische genannt werden könne. Plath nimmt eine Mittelstellung ein. Da mir Harlez' Darstellung am überzeugendsten scheint, will ich ihr bei dem Überblicke über das Wesen und die Entwickelung der alten chinesischen Religion den Vorzug geben.

Die Ureinwohner Chinas waren der Zauberei und dem Schamanentume ergeben, wobei Menschenopfer vorkamen. Viel höher stand die Religion der eigentlichen Chinesen. Ihr einziger Gott hieß Shang-ti, d. h. Alleinherrscher. Er wohnt im Himmel (Tien). Shang-ti ist der Ausfluß jeder Macht, er belohnt die Tugend, straft das Verbrechen, er verlangt Verehrung von den Menschen und Gehorsam gegen seine Gebote. Seine Voraussicht erstreckt sich auf alle Verhältnisse, sein Geist umfaßt alle Dinge. Er hat alle Wesen aus einem Stoffe geschaffen, den ihm der Himmel lieferte. Shang-ti ist der Urheber aller Dinge; Tien, der Himmel, die Ordnung, welche im Weltalle waltet. Nach dem höchsten Wesen gab es unabhängige und persönliche Geister, die Shen, die sich, unsichtbar den Menschen, nach Belieben bewegten und in die weite Ferne sahen. Sie waren von Natur aus gut, Beschützer der Tugend und der Ordnung; sie durchschauten die geheimsten Gedanken der Menschen. Es gab Geister des Himmels und der Erde. Allen schuldete der Mensch Opfer. Der Mensch hatte seine Seele vom Himmel, seinen Körper von der Erde. Die Leichname wurden eingesargt und beerdigt, wobei das Auffinden eines geeigneten Ruheplatzes na-

mentlich in der späteren Zeit mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Die Gräber wurden von den Chinesen hoch in Ehren gehalten. Jede Verunglimpfung empfinden sie tief. Die Seele ist unsterblich. Die der Guten geht in den Himmel ein. Über das Schicksal der Bösen erfährt man nichts. „Nach der heutigen Anschauung der Chinesen hat jeder Mensch eine dreifache Seele. Eine bleibt beim Leichnam, die zweite muß in die Unterwelt und wird dort gerichtet, die dritte Seele endlich weilt im Ahnentempel“ [109]).

Bei den Begräbnisfeierlichkeiten wimmelt es von Ceremonien, die von sehr abergläubischen Anschauungen ausgehen. Den Geistern der Verstorbenen wurden Ehren erwiesen. Ursprünglich verehrte man nur die Geister hervorragender Verblichener; allmählich fand die Geisterverehrung eine allgemeine Verbreitung. Die Chinesen glaubten an Vorzeichen. Das Patt der Schildkröte und die Zweige der Schipflanze spielten dabei eine Rolle. Das Traumauslegen war von großer Bedeutung. Wer von einem Bären träumt, bekommt einen Sohn, wer von einer Schlange träumt, eine Tochter. Auch sonst gab es viele abergläubische Anschauungen. Der Anblick einer Elster brachte Glück, der eines Raben Unglück. Die Sittenlehre stand auf einer hohen Stufe. Der Kult gipfelte in der beständigen Beobachtung der Pflichten der Verehrung und Unterwürfigkeit gegen Shang-ti und die Geister, wie auch gegen berühmte Tote in Verbindung mit Gebeten. Die Chinesen glaubten an die Notwendigkeit und Wirksamkeit des Gebetes. Unglücksfälle, welche ein Land, eine Familie oder einen Einzelnen heimsuchen, werden als Strafe für begangene Sünden betrachtet. Die alten Könige opferten dem Shang-ti und den Ahnen. Das Opfer für Shang-ti bestand in dem Verbrennen eines großen Scheiterhaufens, im Opfern eines Rindes oder Schafes, im Darbringen von Feldfrüchten. Die Opfer für die Ahnen wurden einem lebenden Verwandten der Verstorbenen dargebracht. Sie bestanden aus frischem

Fleische, aus Feldfrüchten und Gemüsen. Dabei nimmt eine priesterliche Person die Gebete vor.

Die vorgeschriebenen Gebräuche wurden aufs genaueste eingehalten. Durch diese Opfer wollte man den Ahnen Freude und Zufriedenheit in der anderen Welt verschaffen. Die chinesische Religion hielt sich nicht lange auf dieser Höhe. Im zwölften Jahrhunderte vor Christus, mit dem Aufkommen des Herrschergeschlechtes der Tscheu, begann die klare Erkenntnis eines höchsten Gottes zu schwinden, und der Geisterglaube nahm einen großen Aufschwung. Es gab dreierlei Geister, denen geopfert werden sollte: himmlische, irdische und menschliche. Mit der Geisterverehrung stand der Gestirndienst in Verbindung. Das Zauberwesen entwickelte sich immer mehr; es bildete sich eine besondere Zauberergilde, welche die Geister beschwor. Eine eigene Priesterschaft, die Beter, die bei allen Vorkommnissen des Lebens dabei sind, entwickelte sich. Legge dagegen sagt ausdrücklich, daß es eine Priesterschaft in der Religion des alten China nicht gab [110]. Die Verehrung berühmter Verstorbener wuchs über alles Maß hinaus. In diese Zeit fällt das Leben des Confucius, der für die Entwickelung der chinesischen Sittenlehre von großer Bedeutung ist, so daß man die chinesische Staatsreligion geradezu mit dem Namen Confucianismus bezeichnet. Auf Confucius werden wir näher zu sprechen kommen. Seit der Zeit der Tscheu sollte jedes Haus einen Ahnentempel haben oder wenigstens einen eigenen Raum, der für die Ahnenverehrung bestimmt war. Der Ahnenkultus trug wie der Totenkultus in Ägypten ein grobsinnliches Gepräge. Man glaubte, wie heute, daß die Geister wirklich die dargebrachten Opfergaben äßen und tränken. Im heutigen China werden in den Ahnensälen die Opfer vor Tafeln dargebracht, die mit den Namen der betreffenden Ahnen versehen sind. Solange der Gottesdienst dauert, glaubt man, daß der betreffende Geist sich wirklich in der Tafel befinde.

Im zweiten Jahrhunderte vor Christus fand die Religion unter dem Herrschergeschlechte der Tsin abermals eine Umgestaltung. Diese neue Form ist in dem Religionsbuche Li-ki (Schrift der Gebräuche) niedergelegt. In mancher Beziehung fand eine Rückbildung zur früheren reineren Religion statt.

Alle wichtigen Vorkommnisse des Jahres wurden mit Opfern gefeiert: der erste Neumond, der Eintritt der verschiedenen Jahreszeiten, damit man nicht durch zu große Hitze oder Kälte leide. Man betet um ein glückliches neues Jahr, man betet um Regen und um die Abwendung von Trockenheit und Seuchen. Man opferte Shang-ti und dem Himmel. Den Erdgeistern wird in jedem Hause geopfert. Reinigungsopfer dienten dazu, das Unglück vom Reiche ferne zu halten. Am Ende des Jahres gab es ein Dankfest für die erhaltenen Wohlthaten. Ein allgemeines Opfer wurde den Geistern der vier Himmelsrichtungen dargebracht. Die Könige und Fürsten opferten den Bergen, Wäldern, Flüssen und Seeen. Außerdem gab es Opferhandlungen bei der Übertragung von Würden und Ämtern. Jede Eidesleistung wurde vor den Ahnen vorgenommen und war mit Opfern verbunden. Wie weit das Opferwesen ging, beweist der Umstand, daß sogar beim Scheibenschießen Opfer für ein gutes Zielen dargebracht wurden. Weihungen wurden durch Aussprengen des Opferblutes vorgenommen. Das galt insbesondere von der Einweihung eines neuen Tempels. Beim Beginne des Frühlings ackert der Herrscher mit seinen Ministern eine kurze Strecke, zum Zeichen, daß jetzt die Feldarbeit beginnen könne. Die Herrscherin leitet auf ähnliche Weise die Seidenraupenzucht ein. Jeder, der sich einem gelehrten Berufe widmet, muß bei Beginn seiner Studien den Gelehrten der vergangenen Zeiten seine Huldigung durch Opfergaben darbringen. Die Verehrung, welche die Chinesen der Natur bezeugten, ist nach Harlez nicht in dem Sinne aufzufassen, als wenn sie sich die Himmelserscheinungen, die Erde, die hohen Berge und die großen Flüsse beseelt gedacht hätten, sondern

sie sahen in ihnen mächtige natürliche Kräfte, auf die sie durch ihre Verehrung einen unmittelbaren Einfluß zu nehmen glaubten. Das alte China hat keine Sagen, die sich auf die Entstehung der Welt und der Götter beziehen; erst die Taoisten schufen solche.

Die Religion der Tscheu ist Staatsreligion geblieben. Doch wurde sie durch die Philosophen des zehnten und elften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung im materialistischen Sinne stark beeinflußt. Heute kennen die Chinesen zahlreiche Götter, indem sie hervorragende Menschen unter die Götter erhoben, die alle ihre Tempel und besondere Verehrung haben. Aus der Ahnenverehrung entwickelte sich der Glaube an Schutzgeister, der nun eine Quelle der Beunruhigung und der Qual für das Volk geworden ist, indem es glaubt, daß seine Ahnen in einer Art Fegefeuer schmachten und den Lebenden Verdruß und Schaden bereiten, wenn ihnen nicht Linderung verschafft wird. Der Ahnenkultus wurde mitunter sogar zu einer Gefahr für das Volk, wenn die Geister der Mächtigen ins Spiel kamen. Kaiser Schun-thi († 1661) war über den Tod seiner Gemahlin derart betrübt, daß er, um ihren Geist zur Ruhe zu bringen, dreißig Menschen, die sich freiwillig anboten, opferte [111]). Das Volk nimmt heutzutage Teil an den Gebräuchen der drei herrschenden Religionen (Confucianismus, Taoismus und Buddhismus), ohne sich viel um ihren Ursprung zu kümmern. „Der Chinese", sagt Hyacinth, „betet nach dem Rituale jeder Religion, die von den Gesetzen seines Landes geduldet wird; nach Erfordernis der Umstände bequemt er sich den Lehren dieser oder jener an, aber an keine hält er sich ausschließlich, und darum giebt es auch im chinesischen Volke keine allgemeinen Benennungen nach Religionen. Nur allein die geistlichen Lehrer der religiösen Sekten haben solche" [112]).

Diese Glaubensmengerei ist nicht zum Vorteile des Chinesen, denn er wählt aus den drei Religionen meist das Äußerliche

und Schlechte aus, so daß die heutigen Chinesen in einem tiefen Sumpfe voll Aberglauben stecken. Die Götter werden oft nur nach ihrer Nützlichkeit bewertet. Wenn sie nicht das leisten, was man von ihnen erwartet, wird ihnen dies in derben Worten vorgehalten und werden sie sogar geprügelt [113]). Besonders das Beschwörer- und Zaubererwesen treibt üppige Blüten. Der dabei zu Tage tretende Teufelsspuk und die Wundermärchen, von denen er umhüllt wird, sind mitunter recht drolliger Art. Sie lassen die Kultur des heutigen Chinesenvolkes in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen. Der Aberglaube, daß jeder Mensch eine Glücksader habe, die durch fremde Einflüsse leicht gestört werden könne, ist darunter besonders zu nennen. Die Geomanten nützen diesen Aberglauben zu ihrem Vorteile weidlich aus. Die Krankheiten werden als Wirkungen böser Geister betrachtet und demgemäß in erster Linie durch Beschwörungen und Zauberkünste zu bannen gesucht [114]).

Confucius [115]).

Confucius oder, wie er eigentlich hieß, Konfutse nimmt eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Duldung ein, so daß er eine eingehende Würdigung verdient. Er wurde im Jahre 551 vor Christus in dem Gebiete von Tsow geboren, wo seine Eltern in ärmlichen Verhältnissen lebten.

Confucius stand frühzeitig kleinen Ämtern vor. Mit 23 Jahren begann er seine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer; seine Art und Weise zu lehren erinnert an die von Sokrates und Christus. Kurze Zeit nahm Confucius Stellen im öffentlichen Leben ein, zwei Jahre war er Justizminister im Reiche Lu. Dann nahm er seine Wanderlehrerthätigkeit wieder auf, indem er, von einer Schar Schüler begleitet, umherzog. Con-

fucius starb im Jahre 478 vor Christus. Seine Lehren fanden während seines Lebens wenig Anklang, um so mehr aber nach seinem Tode; er wurde wie ein Gott verehrt. Heute ist seine Verehrung in China eine allgemeine. Auch die Buddhisten versagen ihm ihre Achtung nicht.

Confucius ist weniger ein Schöpfer neuer Gedanken als der Übermittler der überkommenen; er sann nicht nach über die Erschaffung der Welt und ihr Ende, über den Ursprung der Menschen und über das Jenseits. Das Abmühen über ungewisse Dinge schien ihm unnütz. Sein Glaube reichte nicht an den der früheren Weisen hinan. Er glaubte wohl an Shang-ti, doch pflegte er statt dessen vom Himmel zu sprechen. Die persönliche Auffassung Gottes trat bei ihm ganz in den Hintergrund. Himmel und Erde sind ihm die Grundwesen. Der Himmel spricht nicht, sondern offenbart sich im regelmäßigen Gange der Natur. Zu diesem Materialismus steht ein gewisser Fatalismus und abergläubischer Sinn in einem merkwürdigen Gegensatze. Tod und Leben, sagte er, hat seine Bestimmung. Er glaubte an seine göttliche Sendung, doch zweifelte er aus Mangel an günstigen Zeichen am Siege seiner Lehren. Dem Ahnenkultus blieb Confucius treu ergeben; er betrachtete ihn als etwas rein Äußerliches, als etwas Überkommenes, als einen Akt der Pietät, an dem zu rütteln nicht klug wäre.

„Die Verehrung der Eltern“, meinte er, „ist ein Teil der kindlichen Pflicht“. Confucius war dafür, nur seine eigenen Ahnen zu ehren, nicht die anderer; dies nannte er überflüssige Schmeichelei. Seine wahre Ansicht sprach er in den Worten aus: „Sich ernstlich den Pflichten gegen die Menschen hinzugeben und sich von den überirdischen Dingen ferne zu halten, kann Weisheit genannt werden.“ Seine Schüler kamen dann in folgerichtiger Ausführung dieses Gedankens dahin, das Dasein eines Geistes überhaupt zu leugnen. Confucius war also eigentlich ein weltkluger Materialist, der so viel wie nichts

glaubte, aber doch den Formelkram seiner Zeit mitmachte. Er glich darin den Materialisten und Atheisten unserer Zeit, die den Forderungen ihrer Kirche, der sie äußerlich angehören, so weit nachkommen, daß sie keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind, etwa beispielsweise den gleichgültigen Katholiken, die an gewissen Festtagen in die Messe gehen. Darin, sagt Legge, zeigt sich ein merklicher Mangel an Aufrichtigkeit, der auf seine Schüler und im weiteren Sinne auf das ganze Volk seine ungünstige Wirkung nicht verfehlte. Diese Unaufrichtigkeit führte Confucius bisweilen zum offenkundigen Lügen, ja einmal sogar zum Brechen eines Eides, unter Berufung auf den verderblichen Grundsatz, daß man erzwungene Eide nicht zu halten brauche. Nach seiner Meinung wäre das Volk leicht lenkbar, man müßte nur wissen, es zu behandeln. Amtsgewalt und Gehorsam sind ihm die Eckpfeiler der Regierungskunst. Der Wirkungskreis des Weibes soll auf das Haus und die Familie beschränkt sein. Von den Regierenden verlangt Confucius Tadellosigkeit in jeder Beziehung. Dann beugen sich die Untergebenen vor dem Willen des Vorgesetzten wie Gras vor dem Winde. Confucius war für einen gemäßigten Despotismus. Seine politischen Anschauungen paßten für den Feudalstaat seiner Zeit, aber nicht für ein großes Reich. Das sind die Anschauungen Legges über Confucius. Er faßt sein Urteil über den chinesischen Weisen in die Worte zusammen: „Obwohl Confucius über seiner Zeit stand, war er doch kein großer Mann. Er warf kein Licht auf irgendeine der weltbewegenden Fragen seiner Zeit. Er gab der Religion keinen neuen Antrieb. Er hatte keinen Sinn für Fortschritt.“ Mir scheint jedoch, als hätte Legge die Bedeutung des großen chinesischen Weisen unterschätzt. Der Grund liegt wohl darin, daß Legge dem nüchternen kalten Denker, dem Materialisten, nicht gerecht werden kann. Aus den Aussprüchen des Confucius selbst gewinnt man ein wesentlich günstigeres Bild. Es ist, als spräche er vielfach die Gedanken und Anschauungen unserer

eigenen Zeit aus. Die Form der Analekten, in der seine Aussprüche zumeist erhalten sind, ist eine solche, daß man nicht gleich den richtigen Eindruck empfängt. Unter dem äußeren Beiwerke muß man erst die Goldkörner suchen. Die Regeln äußerlicher Lebensweisheit überwuchern die Anweisungen zu echter Tugend. Confucius nennt sich selbst nicht einen Schöpfer, sondern einen Überlieferer. Er spricht von seinen Fähigkeiten in den Ausdrücken der höchsten Bescheidenheit. Er sagte, er wäre kein Weiser und kein Mensch von vollkommener Tugend; er strebte nur danach. Das Streben nach Erkenntnis ließ ihn Nahrung, Sorgen und das herankommende Alter vergessen. Confucius war der Meinung, daß man von jedem Menschen lernen könne. Er war gerne bereit, jeden, der zu ihm kam, zu lehren, aber er verlangte von seinem Schülern wirklichen Wissensdurst. Er war offen gegen sie. Über Wunder, körperliche Kunstfertigkeit und überirdische Dinge vermied er es zu reden. Ein schöner Zug von Menschlichkeit geht durch alle seine Lehren. Er war heiter mit den Heiteren, traurig mit den Traurigen. Er hatte Mitleid mit den Armen und Gebrechlichen. Er war milde und doch würdevoll. Er war ein treuer Freund. Er drängte sich niemand auf und that alles nach reiflicher Überlegung. Reichtümern nachzujagen, erschien ihm thöricht. Doch legte er Wert auf eine gewisse Unabhängigkeit. Er war gerne bereit, seine Fehler einzugestehen. Voreingenommenheit, Hartnäckigkeit und Selbstsucht waren ihm fremd. Glattzüngige Menschen waren ihm verhaßt; Heuchelei verabscheute er. Er schämte sich, einem Menschen feind zu sein und mit ihm freundlich zu thun. Wie hoch Confucius über seinen Schülern stand, hat einer in den Worten ausgesprochen: „Unser Meister kann nicht erreicht werden, geradeso wie man den Himmel nicht auf den Stufen einer Treppe erreichen kann.“

Eine eigentümliche Mischung von Äußerlichkeit und Innerlichkeit, von Hausbäckigkeit und Hochsinn in Verbindung mit

großer Menschenkenntnis tritt uns aus den Aussprüchen des Confucius entgegen. Wenn wir alles Beiwerk losschälen und die Schlacken absondern, so bleiben so viele Wahrheiten übrig, daß wir moderne Menschen ganz überrascht sind und Confucius geradezu als einen Mann unserer Zeit bezeichnen können.

Wie stellt sich Confucius den höheren Menschen dar?

Er ist tugendhaft und weise. Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit, Würde ohne Stolz, Zurückhaltung, Güte, Edelmut, Aufrichtigkeit und Zufriedenheit sind ihm eigen. Er ist immer vorsichtig, selbst wenn er allein ist. Er hält immer sein Versprechen. Rechtschaffenheit ist ihm die Grundlage alles Wandels. Er prüft vor allem sein Herz und sieht zu, daß da alles in Ordnung ist. Selbst seine Gedanken müssen aufrichtig sein. Er behandelt seine Untergebenen mit Milde. In einer niedrigen Stellung bewirbt er sich nicht um die Gunst seiner Vorgesetzten. Er beurteilt seine Mitmenschen nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Thaten. Er prunkt nicht mit seiner Tugend. Er läutert sich selbst und sucht nichts von anderen, so daß er keine Unzufriedenheit empfindet. Er murrt nicht gegen den Himmel und schmäht nicht gegen die Menschen. Er wartet ruhig die Anordnungen des Himmels ab. Er legt nicht viel Wert darauf, daß ihn seine Mitmenschen, sondern daß ihn die Nachwelt schätze. Nur der wahrhaft tugendhafte Mensch kann andere lieben und hassen. Er haßt diejenigen, die das Übel anderer wollen. Er haßt die Verleumder, er haßt diejenigen, die die Schicklichkeit verletzen, er haßt die Engherzigen und Beschränkten. Der Geist des vollkommen tugendhaften Mannes ist frei von Selbstsucht. Das Pflichtbewußtsein und nicht der Erfolg müssen ihn leiten. Auch die höheren Menschen sind nicht immer tugendhaft gewesen.

In den allgemeinen Aussprüchen des Confucius drängt sich eine Summe von Lebensweisheit zusammen. Die wichtigsten sind folgende:

Talente ohne Tugend sind wertlos. Ich habe niemanden

gesehen, der die Tugend ebenso liebt als die Schönheit. Männer von Talent sind selten. Halte Treue und Aufrichtigkeit für die ersten Grundsätze. Man soll nicht gleich nach dem ersten Eindrucke über einen Menschen urteilen. Man soll sich niemandem aufdrängen. Die Menschen werden erst im Unglücke erkannt. Das Ende krönt das Werk. Was man thut, muß immer recht sein. Was man fühlt, braucht nicht immer ausgesprochen zu werden. Das Rechte einzusehen und es nicht zu thun, ist Mangel an Mut. Der Wille ist nicht zu unterdrücken. Derjenige, der viel von sich selbst verlangt und wenig von anderen, wird von anderen nicht angefeindet. Von Natur aus sind die Menschen beinahe gleich; ihre verschiedene Thätigkeit macht sie verschieden. Die Menschen sind parteiisch, wo sie Neigung und Liebe fühlen; parteiisch, wo sie verachten; parteiisch, wo sie Scheu und Ehrfurcht empfinden; parteiisch, wo sie Sorge und Mitleid hegen; parteiisch, wo sie anmaßend und rauh sind. So giebt es wenige Menschen, welche lieben und die schlechten Eigenschaften des Gegenstandes ihrer Liebe kennen; oder die hassen und doch die guten Eigenschaften des Gegenstandes ihres Hasses kennen. Ein Jüngling sollte mit Achtung behandelt werden, weil aus ihm einmal etwas werden kann. Von allen Leuten sind die Mädchen und die Dienerinnen am schwierigsten zu behandeln; wenn man vertraut mit ihnen ist, verlieren sie ihre Unterwürfigkeit; wenn man zurückhaltend gegen sie ist, sind sie unzufrieden.

Besonders treffend sind die Äußerungen des Confucius über Regierungsweisheit und Regierungskunst. Fast alle können ganz gut auch auf unsere Zeit angewendet werden:

Jede wirksame Thätigkeit beruht auf der Selbstpflege des Einzelnen. Deshalb muß vom Kaiser angefangen bis zur Masse des Volkes jeder Einzelne sich tüchtig zu machen suchen. Der Herrscher soll vollkommene Selbsthingabe und Aufrichtigkeit zeigen. Wenn er liebt, was das Volk liebt, und haßt, was das Volk haßt, dann ist er ein wahrer Vater des Volkes.

Der Kaiser soll nicht den Eingebungen seiner Laune folgen, sondern sich mit guten Ratgebern umgeben und stets das Beste des Volkes im Auge behalten. Wer der Regierung vorsteht, muß durch sein Beispiel ein Muster sein. Der Minister eines Fürsten soll ehrlich und aufrichtig sein. Ein großer Minister muß es verstehen, die Talente anderer neidlos anzuerkennen und die Tüchtigsten nach ihren Kenntnissen zu verwenden; er muß über Kleinlichkeiten hinwegsehen. Die Beamten sollen wohl gehorchen, aber doch ihrer Meinung nach bestem Wissen und Gewissen Ausdruck geben. Die Erfordernisse einer Regierung sind: das Vertrauen des Volkes in seinen Herrscher, eine hinreichende Militärmacht, hinreichende Nahrung. Milde und Menschlichkeit sind besser als Grausamkeit. Wenn die Regierung das wirklich Gute verlangt, wird auch das Volk gut sein. Dem Aufsteigen und dem Niedergange eines Volkes gehen gewisse Zeichen voraus. Die Strafen sollen gerecht sein, sonst wisse das Volk nicht, wie es Hand und Fuß bewegen müsse. Die Ursachen der Verbrechen seien zu erforschen. Confucius war ein Gegner der Todesstrafe. „Hat das Volk ein kleines Vergehen begangen, so suche man seine gute Seite auf und verzeihe sein Vergehen; hat das Volk ein großes Verbrechen begangen, so forsche man nach seiner Ursache und unterstütze durch Menschlichkeit seine Umwandlung." Confucius war der Meinung, daß Strafgesetze und deren Vollziehung nicht das Wesentliche seien, sondern die Anleitung des Volkes zum Rechte und zur Tugend durch die Oberen.

Wie dachte nun Confucius über die religiöse Duldung?

Im allgemeinen scheint er sich nur ungern über religiöse Verhältnisse ausgesprochen zu haben; er wich den Fragen nach dem Zustande der Toten sichtlich aus. Über das Leben nach dem Tode ist keine bestimmte Äußerung von ihm vorhanden. Die wahre Unsterblichkeit faßte er wohl wie einige seiner Zeitgenossen in dem Sinne auf, daß die Weisen und

Guten von der Nachwelt geehrt und bewundert werden. Er pflegte zu sagen, die Weisheit bestehe in der Pflichterfüllung und nicht in dem Geisterkultus. Confucius hielt das Beten für überflüssig. „Wer gegen den Himmel sich vergangen hat, zu wem soll der beten?" Als halber oder ganzer Materialist mußte er folgerichtig duldsam sein. Einige Aussprüche des Confucius atmen einen sehr milden Geist; sie kommen der christlichen Nächstenliebe nahe. So, wenn er sagt: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das füge keinem anderen zu". Doch Confucius lehrt nicht, daß man seinen Feind lieben solle, wie Christus dies gelehrt hat, sondern er sagt: „Vergilt Beleidigung mit Gerechtigkeit, vergilt Güte mit Güte". Also vergelte man nicht Böses mit Gutem, sondern Beleidigung mit Gerechtigkeit. Er stand also eher auf dem alttestamentlichen Standpunkte der Vergeltungslehre als auf dem neutestamentlichen des Verzeihens. Deswegen hielt er auch die Blutrache aufrecht; sie ist ihm etwas Gerechtes, Süßes. Sonst huldigte er milden Anschauungen. Fremde aus den Nachbarstaaten sollten freundlich behandelt werden. Über die Duldung gegen Andersgläubige vernehmen wir keinen unmittelbaren Ausspruch. Doch liegt Duldsamkeit in religiösen Dingen in der folgenden allgemeinen Äußerung, die einen sehr weiten Gesichtskreis bekundet: „Der höhere Mensch ist allgemein gesinnt und kein Parteigänger; der niedrige Mensch ist ein Parteigänger und nicht allgemein gesinnt" [116]). Diesem duldsamen Ausspruche steht ein anderer gegenüber, der eine wesentlich andere, ja gegenteilige Auffassung bekundet. Er lautet: „Das Studium fremder Lehren ist in der That schädlich" [117]). Offenbar war Confucius aus Überzeugung ein Anhänger der Duldsamkeit; aber um es mit den Machthabern nicht zu verderben, reichte er auch ihnen ein Sträußchen. Dieser Gegensatz zwischen dem als richtig erkannten und der wirklichen Durchführung hat sich bei vielen anderen Moralphilosophen der späteren

Zeit gezeigt, ich verweise nur auf einen, auf Averroes. Wie wir schon eingangs sahen, war Confucius ein Feind von Neuerungen. Er war ein Lobpreiser vergangener Zeiten. Er konnte sich eine wesentliche Änderung seines Volkes nicht denken. Und so mag auch dieser Umstand es mit sich gebracht haben, daß uns Confucius nicht als unbedingter Freund und Anhänger der Duldsamkeit erscheint, wie man das aus seiner Weltanschauung und aus seinen Lebensregeln mit zwingender Notwendigkeit schließen müßte.

Mencius [118]).

Der bedeutendste Nachfolger des Confucius unter den chinesischen Philosophen war Mencius.

Mencius oder, wie er im Chinesischen heißt, Mangtse lebte im vierten Jahrhunderte vor Christus. Er war also ein Zeitgenosse der Griechen Plato, Aristoteles, Zeno, Epikur, Demosthenes. Legge meint, er verdiene neben diesen Geistesgrößen genannt zu werden. In seinen Anschauungen über die menschliche Natur nimmt Mencius einen ähnlichen Standpunkt ein wie Confucius; doch spricht er sich klarer und deutlicher aus. Den Ausgang seines Systems bildet der Satz: „Die Natur des Menschen ist gut“. Wie das Wasser das Bestreben hat, abwärts zu fließen, so strebt der Mensch nach dem Guten. Wenn die Menschen das thun, was nicht gut ist, so darf die Schuld nicht ihrer natürlichen Anlage zugeschrieben werden; die liegt in äußeren Umständen und Einflüssen. Nebst dem Willen muß der Mensch auch Gemüt haben. In den Weisen erreicht die Menschheit ihre Vollkommenheit; jedem ist es möglich, weise zu werden. Mencius sagt sehr wenig darüber, was wir Gott schulden. Anstatt des Namens Gottes nennt er wie Confucius den Namen des

Himmels. Mencius denkt sich den Menschen ohne jede Beziehung zu übernatürlichen Kräften. Es liegt also nach unserem Begriffe wenig Religion in seinem Systeme. Mencius hatte kühne Ansichten über die Beziehungen des Herrschers zum Volke. Er erkannte kein göttliches Recht des Herrschers an. Das Volk, sagte er, ist wichtiger als der König. Ein unwürdiger Fürst kann entthront oder getötet werden. Das Hauptziel eines Herrschers sollte sein, das Volk zu unterrichten und glücklich zu machen. Mencius war für die Volkserziehung von Staats wegen. Die große Masse des Volkes wird nur rechtschaffen bleiben, solange es ihr gut geht. Nur der Weise verfolgt auch in Zeiten der Drangsale den rechten Pfad. Mencius bewies die Notwendigkeit der Teilung der Arbeit und verlangte, daß die Regierung in den Händen der Gebildeten sein sollte. Die kühnen Äußerungen über Fürstenabsetzung sind um so merkwürdiger, als Mencius es nicht verschmähte, das Gnadenbrot der Herrscher zu essen. Sie sind also weniger ein Denkmal seines Männerstolzes vor Königsthronen, als vielmehr ein schönes Zeugnis für den Freisinn seiner fürstlichen Wohlthäter. Daß die Fürsten wirklich auch manchmal abgesetzt wurden, zeigt unter anderem das Schicksal Shao Dis (423—424), der die Regierungsgeschäfte vernachlässigte und sich gegen die Anstandsregeln und Ceremonien versündigte, „indem er mit Eunuchen und anderem niederen Volke sich in zu intimen Verkehr einließ". Er wurde von den Ministern abgesetzt [119]).

Beachtenswert ist für uns vor allem, daß sich Mencius über die Duldung gegen andere Lehrsysteme weder in billigendem noch auch in abweisendem Sinne ausspricht. Da aber Mencius zu wiederholten Malen beteuert, ganz in den Bahnen des großen Confucius wandeln zu wollen, so müssen wir wohl mit Recht schließen, daß er sich auch darin die Anschauungen seines Meisters zu eigen gemacht hat.

Der Taoismus.

Lao-Tse [120]).

Neben der alten chinesischen Religion entwickelte sich eine andere, der Taoismus, der auf Lao-Tse zurückgeführt wird, obwohl es schon vor ihm eine volkstümliche Tao-Religion gab. Lao-Tse, geboren 604 vor Christus, war Archivar an dem Fürstenhofe zu Loh, zog sich aber bald zurück, um seinen Studien zu leben. Lao-Tse, d. h. der alte Weltweise, war ein tiefer Denker und dabei von träumerischer Gemütsart. Viele seiner Aussprüche sind dunkel, ja unverständlich, aber das, was klar zu Tage tritt, zeigt ihn von echter Menschlichkeit erfüllt. Er gleicht in vieler Beziehung den Mystikern des Mittelalters. Die Anklänge an Buddha und an Christus sind so deutlich, daß sie keines Hinweises bedürfen. Im Gegensatze zu Confucius wandte er sich mehr an das Gemüt als an den Verstand. Seine Sprache ist viel dichterischer als die des Confucius. In jedem Religionsstifter steckt ja ein dichterischer Geist. Über das Leben nach dem Tode vernehmen wir von Lao-Tse so wenig wie von Confucius. Beide suchen das Glück des Menschen in dieser Welt. Aber Lao-Tse sucht weniger das Glück des Einzelnen als das der Gesamtheit. Bei Confucius steht mehr das „Ich" im Mittelpunkte alles Thuns und Treibens.

Lao-Tses Lehre fußt wahrscheinlich auf brahmanischen Lehren und geht vom Tao aus. Die Deutung dieses Wortes hat den Gelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht. Die einen meinen, Tao heiße Vernunft, andere der Weg, die Art des Handelns; vielleicht könnte man mit demselben Rechte sagen, der Tao ist das Wesen der Dinge, im Gegensatze zur Form. Aber wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Beurteilung Lao-Tses nicht davon abhängt, wie das Dunkel erhellt wird, das das Wort Tao umhüllt. Es ist übrigens möglich, daß sich Lao-Tse über das, was er sich unter dem Tao dachte,

ebenso wenig klar war, als seine Ausleger. Vielleicht liegt hier nur ein mißglückter Versuch vor, im allgemeinen gesunde Lebensanschauungen in unverständliche Formeln zu kleiden. Die Geschichte der Philosophie liefert dafür mehr als ein Beispiel. Was Lao-Tse über die Lebensführung sagt, läßt ihn, von einigen Sonderlichkeiten abgesehen, als einen wirklich großen Mann erscheinen, dessen Lehre viel Ähnlichkeit mit der christlichen hat. Für unseren Zweck ist es weniger wichtig, in das Wort Tao allerlei Geheimnisse hineinzulegen, als sich darüber klar zu werden, wie er sich den guten Menschen vorgestellt habe.

Der Tao ist das ursprüngliche Wesen, der Ursprung des Himmels und der Erde. Er wird erkennbar dadurch, daß er die einzelnen Dinge schafft. Der Tao ist ewig, unerfaßlich den Sinnen und unendlich, er bleibt sich immer gleich; er scheint älter als Gott zu sein. Lao-Tse verlangt das Aufgeben persönlichen Ehrgeizes und alles selbstischen Strebens. Demut ist ein Hauptzug seines Wesens. Die Tugend ist ihm die Nachahmung des Tao. Man versuche nicht, die Natur der Dinge zu ändern. Der Mensch soll keinen eigenen Willen haben, sondern nach der ewigen und unveränderlichen Ordnung der Dinge handeln. Lao-Tse glaubte an einen ursprünglichen Zustand der Unschuld und des paradiesischen Glückes, dessen Einfachheit im Gegensatze stand zu der studierten Weisheit und Heuchelei seiner Zeit. „Die Welt erschien Lao-Tse als eitel, ihre Vergnügungen als nichtig, ihre Sorgen als nicht wirklich; nichts Sichtbares war der Aufmerksamkeit des wahren Philosophen würdig; nur in dem Zurückziehen des Geistes von jedem irdischen Gegenstande und in der Versenkung in die geistige Welt war Seligkeit zu erreichen“ [121]).

Lao-Tses Anschauungen sind in seinem Werke: „Tao-Teh-King“ (Vernunft-Tugend-Kanon) niedergelegt. Die Hauptgedanken sind außer den schon angeführten folgende:

Die menschliche Vernunft steht höher als die Tugend, die Tugend höher als die Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit höher als

die Schicklichkeit. Die himmlische Vernunft erniedrigt die Hohen und erhöht die Niedrigen. Das Elend ruht auf dem Glücke. Derjenige, der wunschlos befunden wird, ergründet den Geist der Welt. Aber derjenige, der durch den Wunsch gebunden ist, sieht die bloße Schale der Dinge ringsum. Wer seine Kleinheit erkennt, wird aufgeklärt genannt. Einer, der andere kennt, ist klug; aber einer, der sich selbst kennt, ist erleuchtet. Einer, der andere besiegt, ist kräftig; aber einer, der sich selbst besiegt, ist mächtig. Beim Regieren und wenn man dem Himmel dient, giebt es nichts, was der Mäßigung gleich käme. Der heilige Mann häuft nicht an; je mehr er für andere thut, desto mehr besitzt er. Dort, wo man am meisten von Liebe und Treue spricht, sind diese Tugenden am wenigsten zu Hause. Zeige dich einfach und halte dich rein. Derjenige, dessen Glaube ungenügend ist, soll keinen Glauben finden. Der Wissende spricht nicht. Zierate zu tragen und bunte Kleider, scharfe Schwerter zu führen, übermäßig im Trinken und Essen sein, Überfluß an kostbaren Artikeln zu haben, ist Unvernunft. Je mehr Beschränkungen und Verbote im Reiche sind, desto ärmer wird das Volk. Je mehr Erlässe und Gesetze herauskommen, desto mehr Diebe und Räuber wird es geben. Still zu sitzen und ewigen Wahrheiten nachzusinnen, ist besser als in Pracht und Macht zu leben. Demut, Einfachheit, Mäßigkeit, Reinheit, Gerechtigkeit, Güte, Edelmut, Nachsicht, Mitgefühl, Sparsamkeit, Bescheidenheit und *Fernhalten von jeder Parteilichkeit* sind Haupttugenden. Derjenige, der nicht am Leben hängt, ist würdiger als derjenige, der das Leben schätzt. Wahre Worte sind nicht angenehm, angenehme Worte sind nicht wahr. *Die Guten sind nicht streitsüchtig.* Lao-Tse war ein Feind des Krieges. „Waffen", sagt er, „wie schön sie auch sein mögen, sind Werkzeuge schlechter Vorbedeutung, verhaßt, kann man sagen, allen Geschöpfen. Diejenigen, die den Tao haben, wenden sie nicht gerne an. Es giebt kein größeres Unglück, als sich leichten

Herzens in einen Krieg einzulassen. Dadurch verliert man die so kostbare Sanftmut." Nur Verteidigungskriege sind erlaubt. Lao-Tse denkt sich das Volk seines Idealstaates folgendermaßen: „Roh und ununterrichtet, die Knotenschrift gebrauchend, sich enthaltend von Krieg und Reisen, fern vom Verkehre mit seinen Nachbarn und ohne Anwendung dessen, was wir Civilisation nennen." Das ist der Notschrei des Menschen einer überfeinerten Zeit nach einfacheren Sitten. So ist Lao-Tse der erste Vorläufer Rousseaus. Diese Sehnsucht nach Sitteneinfalt gab Lao-Tse den Gedanken ein, daß jede Regierung die Verbreitung von Kenntnissen hindern sollte, dadurch sichere sie am besten Ruhe und allgemeine Ordnung. Diese Lehre hat dem Taoismus in seiner weiteren Entwickelung am meisten geschadet und ist auch unserem modernen Empfinden am fernsten. Sonst aber kann man Legge wohl beistimmen, wenn er kurz zusammenfassend sagt: „Lao-Tses Taoismus ist die Darlegung eines Weges oder einer Lebensführung, welche die Menschen pflegen sollten als die höchste und reinste Entwickelung ihrer Natur."

Aus dem Vorausgegangenen können wir schon mit Fug und Recht schließen, daß Lao-Tse den Duldungsfreunden beizuzählen ist. Wenn uns auch kein Ausspruch von ihm vorliegt, der sich auf das Verhältnis zu anderen Lehrmeinungen bezieht, so hat er doch Lehren verkündet, in deren weitem Rahmen der Duldungsgedanke unbedingt enthalten ist. Sie lauten: „Die göttliche Weisheit ist das verborgene Heiligtum aller Dinge, des guten Mannes Juwel, selbst des schlechten Mannes Beschützer. — Der heilige Mann ist immer ein guter Heiland der Menschen, denn es giebt keine Ausgestoßenen. — Den Guten begegne ich mit Güte; den Schlechten begegne ich auch mit Güte; denn die Tugend ist gut. — Den Treuen begegne ich mit Treue, den Treulosen begegne ich auch mit Treue; denn die Tugend ist durchaus treu." „Vergilt Haß mit Güte", ein Ausspruch, der ganz von Christi Hauch durchweht ist.

Chuang-Tse [122]).

Chuang-Tse, ein Zeitgenosse des Philosophen Mencius, baute das Lehrgebäude Lao-Tses aus. Er war mehr Dichter als Philosoph. Seine Sprache ist einfach, voll von Bildern, Gleichnissen und Erzählungen, deren Sinn oft dunkel bleibt. Das Wichtigste seines Lehrsystems liegt darin, daß er an ein höchstes Wesen, den Urgrund alles Seins, das alles leitet und lenkt, glaubte. Entwickelung und Auflösung sind in ewigem Wandel begriffen. „Die Vernichtung des Selbst" sagte er, „bildet das wahre Glück; den Gipfel der Glückseligkeit zu erreichen, muß der weise Mann sich über Menschengeschwätz und die Lockungen weltlichen Ruhmes erheben." Der Weg zur höchsten Tugend liegt in gänzlicher Thatenlosigkeit. Die äußere Welt ist eine Welt des Scheines. „Wenn ich träume, daß ich ein Schmetterling bin, könnte der Schmetterling ebenso gut träumen, daß er ich ist." Chuang-Tse glaubte an eine Seelenwanderung. Er verkündet seine Lehre in lebhaften Farben. Selbst auf seinem Totenbette verließ ihn sein Dichtersinn nicht. Er wollte nicht begraben sein. „Ich will Himmel und Erde zu meinem Sarge haben", sagte er, „die Sonne und der Mond sollen meiner letzten Ruhestätte leuchten, die ganze Schöpfung soll bei meinem Leichenbegängnisse trauern." Chuang-Tse besaß ein warmes Naturempfinden: der Anblick großer Forste, Berge und Hügel entzückte ihn. Seine Sprache ist mit vielen sprichwörterähnlichen Wendungen durchsetzt. So z. B.: „Ein kleiner Dieb wird eingesperrt; ein großer Räuber wird ein Feudalfürst."

Für die Geschichte der Duldung ist Chuang-Tse von großer Bedeutung. Er hat sich in dieser Beziehung deutlicher ausgesprochen als die anderen chinesischen Weisen. Der wahrhaft große Mann mußte nach Chuang-Tses Anschauung einen weiten nicht durch Parteimeinungen getrübten Blick besitzen. Diesem Gedanken hat er oft Ausdruck gegeben.

So in den Worten: „Großes Wissen ist weit und umfassend, kleines Wissen ist parteiisch und beschränkt“ [123]). Ein anderes Mal sagt er: „Gemeinsinnig zu sein und nichts zu haben vom Parteigänger, nicht zu wählen zwischen den Parteien, sondern mit allen zu gehen, das war die Art der Taoisten von ehedem“ [124]). Denselben Gedanken kleidete er in folgendes hübsche Bild: „Ein Frosch in einem Brunnen versteht nichts von dem Meere; er ist auf die Grenzen seines Loches beschränkt. Ein Sommerinsekt weiß nichts vom Eise; es kennt nichts außerhalb seiner Jahreszeit. Ein Gelehrter von beschränkten Ansichten versteht nichts vom Tao, er ist durch die Lehre, die er erhalten hat, gebunden“ [125]).

Wieder ein anderes Mal verlangt er von dem Weisen: „Sei von so umfassendem Geiste wie der Raum, der nach allen vier Seiten sich ins Grenzenlose verliert. Umfasse in Liebe alle Dinge, begünstige und stütze keines besonders. Das heißt man ohne örtliche oder parteiische Rücksicht sein; alle Dinge werden gleich betrachtet, es giebt kein langes und kein kurzes darunter“ [126]).

Die Nächstenliebe kleidet er beispielsweise in die Worte: „Weise Menschen verletzen diejenigen nicht, mit denen sie verkehren; und solche, die andere nicht verletzen, können von diesen nicht verletzt werden“ [127]).

Er spricht auch mehrmals geradewegs von den Kämpfen der verschiedenen Lehrmeinungen untereinander. „Der Tao wird verdunkelt durch die geringe Auffassungskraft des Geistes, und die Sprache wird dunkel durch die eitle Ruhmredigkeit des Sprechers. So ist es, daß wir die Streitigkeiten zwischen den Litteraten (Anhängern des Confucius) und den Mohisten (den Schülern Mih-zes) haben, wobei die einen behaupten, was die anderen leugnen, und umgekehrt. Wenn wir auch über ihre verschiedenen Behauptungen und Leugnungen schlüssig werden wollten, könnten wir doch kein rechtes Licht in die Sache bringen.“ Mit anderen Worten: derartige Streitigkeiten sind sehr überflüssig [128]).

Dieser Meinung giebt er auch in den Worten Ausdruck: „Laßt uns über den Flug der Zeit hinwegsehen; laßt uns den Widerstreit der Meinungen vergessen“ [129]). Am schönsten aber hat er seine duldsame Gesinnung in den wahrhaft erhebenden Worten, die auch eines dichterischen Schwunges nicht entbehren, geäußert, die da lauten: „Der große Mann zeigt den Gemeinsinn für die Menschheit durch die Vereinigung aller ihrer Besonderheiten in ihm selbst. Wenn ihm daher Ideeen von außen zukommen, so hält er seine eigenen bestimmten Meinungen nicht mit blindem Eifer fest. Und wenn er seine eigenen festen Meinungen, welche richtig sind, äußert, so stehen dem die Meinungen anderer nicht im Wege. Man kann die Sachlage einem großen Wiesengrunde vergleichen, auf dem die verschiedensten Gewächse ihren Platz finden oder einem großen Hügel, auf dem Bäume und Felsen beisammen stehen“ [130]).

Ausartung des Taoismus.

Chuang-Tse bedeutet den Höhepunkt des Taoismus. Von nun an entartete er stetig in eine bunte Vielgötterei mit wilder Zauberei, Wahrsagekunst und Geisterbeschwörung, in Betrügerei und Leichtgläubigkeit. Besonders das Fegefeuer und die Hölle mit ihren Schrecken fanden eine liebevolle Darstellung. Das Fegefeuer ist in viele Höfe geteilt: „In dem ersten werden den bösen Seelen die Knochen zerschlagen und die Körper geröstet. Im zweiten ihre Muskeln ausgezogen. Im dritten fressen Enten ihr Herz und ihre Leber. Im vierten verzehren Hunde ihre Eingeweide und ihre Lunge. Im fünften werden sie mit heißem Öle besprengt. Im sechsten werden ihre Köpfe in einem Rahmen zerquetscht und ihnen Zunge und Zähne ausgerissen. Im siebenten wird ihnen das Gehirn herausgenommen und ihre Schädel werden mit Igeln gefüllt. Im achten werden ihre Köpfe in Dampf gehüllt und ihnen das Ge-

hirn ausgeschabt. Im neunten werden sie von Schafen herumgeschleppt, bis sie in Stücke zerfallen. Im zehnten werden sie in eine hölzerne Presse gezwängt und in den Kopf gestochen. Im elften wird ihr Herz in einer Mühle gemahlen. Im zwölften träufelt kochendes Wasser auf ihren Körper. Im dreizehnten werden sie von Wespen gestochen. Im vierzehnten quälen sie Ameisen und Grillen, dann werden sie geschmort und schließlich wie Kleider ausgewunden. Im fünfzehnten werden sie von Skorpionen gestochen. Im sechzehnten von giftigen Schlangen gebissen" [131]).

Das ist ein neuer Beweis dafür, wie eine ursprünglich erhabene Lehre durch die Erfindungen der Priester zu einem wahren Fluche für die leidende Menschheit werden kann. Die Phantasie ist eine so üppige und grausenhafte, daß selbst Dante in seiner Divina Comedia nicht viel Schrecklicheres ersonnen hat.

Der Kultus der Taoisten war anfangs sehr einfach. Bis zum dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung kannten sie nur Altäre und Statuen vergöttlichter Personen, erst das Beispiel der Buddhisten führte sie dazu, Tempel mit Götterbildern zu errichten, wo sie Gebete verrichten und Opfer darbringen. Das Prozessionswesen artete sehr aus. Die Taoisten haben ein geistliches Oberhaupt, das in Bezug auf Heiligsprechungen, Zaubereien und Beschwörungen eine Art Obergewalt ausübt. Auch ein Mönchtum hat sich nach dem Muster der Buddhisten unter ihnen entwickelt, das zur Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit verpflichtet ist, eine Verpflichtung, der meist nicht entsprochen wird.

Die Gefährlichkeit des Mönchtums für Staat und Gesellschaft wurde lebhaft gefühlt. Die Schattenseite des Mönchtums kennzeichnet Kaiser Tai-Tsang (626—649) in folgenden Worten:

„Unsere Altvordern waren der Ansicht, daß, wenn bloß irgend ein Mann nicht arbeitet oder irgend ein Weib sich

nicht mit dem Seidenbau und der Spinnerei beschäftigt, so werde es jemand im Lande geben, der darunter leidet, der deshalb hungern und frieren müsse. Was soll nun daraus werden, wenn, wie heutigen Tags dies der Fall ist, eine Menge geistlicher Personen beiderlei Geschlechts sich von anderer Leute Schweiß nähren und kleiden, und überdies viele Arbeiter beschäftigen, um prächtige Gebäude auf fremde Kosten aufzuführen" [132])?

Das jetzige Oberhaupt der Taoisten besitzt das Geheimnis der Unsterblichkeit; er ist ein großer Zauberer und herrscht über alle Geister des Weltalls. Der heutige Taoismus ist ein großer Hemmschuh jeglicher Aufklärung in China. Die Litterati, die gelehrten Confucianisten, und die Taoisten wenden sich gemeinsam gegen die Fremden und die Verbreitung der modernen Wissenschaft, weil sie das in ihrem Ansehen schädigt.

Buddhismus [133]).

Die dritte Religion, die sich in China frühzeitig einbürgerte, ist der Buddhismus. Er fand daselbst im ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung Eingang und verbreitete sich sehr rasch. Im Jahre 626 zählte man schon gegen 200000 Bonzen und Bonzinnen in den chinesischen Klöstern. Es bildeten sich viele Sekten. Die wichtigste ist die von Bodhidarma (sechstes Jahrhundert) gegründete. Seine Lehre ist der reine Mysticismus, die innere Erleuchtung durch die Betrachtung; das Lesen der heiligen Bücher, die Lehren Buddhas sind überflüssig; Wiedergeburt, Hölle und Himmel giebt es für ihn nicht. Der Kult artet vielfach in Formelkram aus. Den Höhepunkt erreichte der Buddhismus in China im zehnten, elften und zwölften Jahrhunderte. Die buddhistischen Priester predigten wohl Enthaltsamkeit, huldigten aber meist dem Gegenteile.

Besonders das Bettelmönchtum zeitigte die häßlichsten Auswüchse. Die Einsiedler leben heutzutage allein in Wäldern, auf Bergen und in Wüsteneien, wo sie, abgemagert durch das Beten, fast immer in sitzender Stellung verharren, indem sie ihren Nabel unverwandt anblicken, um so zur ersehnten Selbstvernichtung zu gelangen. Das Reinigen des Körpers unterlassen sie völlig. Manche dieser Einsiedler enden durch freiwillige Selbstvernichtung im Feuer. Zu diesem Schaustücke finden sich auf Einladung des Klosters, zu dem der Selbstmörder gehört, zahlreiche Zuschauer ein [134]). Die Klöster sind reich ausgestattet und mit großen Bibliotheken versehen. Das Wallfahrtswesen ist sehr entwickelt und artet bisweilen in sehr komischer Weise aus. Ein wirres Gerank von Aberglauben umschlingt die ursprüngliche reine Buddhalehre. Im neunten Jahrhunderte nach Christus entdeckte ein Mandarin in einem Tempel einen Finger des Fo (Buddha), der sich alle dreißig Jahre öffnete und dem Volke Glück und Segen verhieß. Der Kaiser ließ nun den Finger mit Gepränge in seinen Palast bringen, dann schickte er ihn in alle Tempel, wo viele Wunder gewirkt wurden.

Eine besondere Ausgestaltung hat die Hölle im chinesischen Buddhismus gefunden. Sie zerfällt in 138 Hallen. In der ersten werden die Seelen gerichtet, in den übrigen allen erdenklichen Qualen ausgesetzt. Da werden sie in kochendem Wasser gebrüht, auf Messer und Schwerter gespießt, es werden ihnen die Augen ausgestochen, das Blut ausgesogen, sie müssen auf nadelscharfen Bambusspitzen knieen, mit ihren Eingeweiden werden hungrige Hunde gefüttert, sie werden von Ratten gebissen, in Mörsern zerstoßen, sie müssen Kröten verschlucken, sie werden in Kloaken gesteckt, mit dem Kopfe nach unten, Schweine fressen ihr Gehirn, sie werden geröstet, sie werden von Ochsen zu Brei gestoßen, in stinkendem Schwefeldampfe geschmort u. s. w. Die Ähnlichkeit mit der taoistischen Hölle (siehe oben) springt in die Augen. Wahrscheinlich hat der

Taoismus diese Ausgeburten einer krankhaften Priesterphantasie dem Buddhismus entlehnt [135]).

Eine andere Ausartung erzeugte das Verbot des Buddhismus, Tiere zu töten. Es werden nämlich in den buddhistischen Klöstern Ziegen, Gänse, Enten und Schweine gegen eine Leibesrente, die von „frommen Seelen" eingezahlt wird, verpflegt. Nach dem Tode erhalten sie noch einen Sarg und werden „anständig" begraben [136]). Der Kaiser Wu Di (502—550), ein Anhänger des Buddhismus, erließ im Jahre 517 eine Verordnung, wonach bei den Opfern, welche dem Himmel, der Erde, Confucius u. s. w. dargebracht werden, nicht lebende Tiere mehr zu schlachten seien, sondern aus Backwerk nachgemachte. Auf den Kleiderstoffen durften nicht die Bilder von Menschen oder Tieren angebracht werden, damit sie nicht durch die Schere des Schneiders verletzt würden [137]).

Wer die Formel „Erhöre uns, o Buddha!" zehntausendmal hersagt, erwirbt sich ein besonderes Verdienst. Denjenigen, welche buddhistische Priester werden wollen, werden am Tage ihres Amtsantrittes einige Löcher in den Haarboden des Kopfes gebrannt.

In Tibet, welches seit dem Jahre 1125 die Oberhoheit Chinas anerkannte, nahm der Buddhismus eine eigenartige Entwickelung. An seiner Spitze steht ein geistliches Oberhaupt, der Dalai Lama. Marco Polo lobte an den buddhistischen Priestern und Mönchen ihre Frömmigkeit und Enthaltsamkeit. Ihr Beispiel zeitigte aber mitunter merkwürdige Früchte. So erzählt derselbe Marco Polo, daß zu seiner Zeit (dreizehntes Jahrhundert) sich die Mädchen den fremden Kaufleuten preisgaben, um leichter unter die Haube zu kommen [138]).

Der Islam [139]).

Der Islam fand in China frühzeitig von Canton aus Eingang. Im achten Jahrhunderte leisteten arabische Soldaten,

von Westen kommend, bei der Unterdrückung eines Aufstandes der chinesischen Regierung wesentliche Dienste. Diese Truppen ließen sich nun in den größeren Städten des Reiches nieder. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte entspann sich ein lebhafter Verkehr mit dem Westen durch arabische Kaufleute, was eine bedeutende Stärkung des Islams zur Folge hatte. Im Jahre 1525 erhielten die Mohammedaner dieselben Rechte und Freiheiten wie die anderen Unterthanen des Reiches. Die Provinz Yünnan sah namentlich in diesem Jahrhunderte viele Aufstände der Mohammedaner, wobei viele Tausende derselben zu Grunde gingen. Doch hatten diese Aufstände meist politische Ursachen. In der Provinz Schensi trug die französische Mission durch ihren allzu eifrigen Bekehrungseifer dazu bei, den Fanatismus der Muslime zu erregen. Bei den Aufständen begingen die Mohammedaner große Ausschreitungen gegen die Anhänger anderer Religionen. Heute giebt es in China mehr als 20 Millionen Muslime, von denen die im Osten arabischer, die im Westen türkischer oder persischer Abkunft sind. „Beispiele, daß Mohammedaner in China ihre Religion mit einer anderen vertauschen, sind äußerst selten. Werden sie jedoch zu öffentlichen Ämtern ernannt, so nehmen sie auch keinen Anstand, sich dem chinesischen Ritualismus zu unterwerfen. Dieser Umstand trägt viel dazu bei, daß man die Mohammedaner in China als gleichberechtigt mit den Anhängern des Confucius und anderer Systeme erachtet."

Das Judentum [140]).

Die Juden hatten eine Kolonie in China, deren Ursprung auf das dritte Jahrhundert nach Christus zurückgeführt wird. Im neunten Jahrhunderte war die Zahl der Juden in China schon ganz bedeutend. Ein eigener Beamter leitete die Rechts-

pflege der Judengemeinde. Gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts bestanden zwischen der chinesischen Regierung und den jüdischen Gemeinden ganz vorzügliche Beziehungen. Aus der Reisebeschreibung des Venezianers Marco Polo geht hervor, daß die jüdischen Gemeinden gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts einen politischen Einfluß besaßen. Im fünfzehnten Jahrhunderte wurde einem Mitgliede der jüdischen Gemeinde ein hoher militärischer Rang verliehen. Dann aber verlor die Kolonie allmählich an Bedeutung. Im Jahre 1867 bestand die jüdische Gemeinde in Kaifeng-Fu nur noch aus 300 bis 400 Seelen, die sich mit dem Verkaufe von alten Kleidungsstücken, Backwerk, Obst und dergleichen beschäftigten, einige waren Geldwechsler, andere betrieben das Schuster- und Schneiderhandwerk.

Das Christentum.

Die von Johann de Monte Corvino im dreizehnten Jahrhunderte im Lande gegründete Christengemeinde war nur von kurzer Dauer. Erst im sechzehnten Jahrhunderte kamen Katholiken in größerer Zahl nach China. Die ersten waren Portugiesen (1517). Sie brachten den Chinesen keine besonders hohe Meinung von der Gesittung des Europäertumes bei. „Denn sie betrugen sich nach dem einstimmigen Zeugnisse der abend- und morgenländischen Schriftsteller wie Seeräuber, so daß auf viele Jahre hinaus den Chinesen nichts auf der Erde verhaßter war, als der Name Christ oder Portugiese“ [141]).

Anfangs wurden den Christen, die nach China kamen, keine Schwierigkeiten bereitet. Die Jesuiten waren sogar zu Beginne des siebzehnten Jahrhunderts wegen ihrer astronomischen Kenntnisse bei Hofe sehr geschätzt. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gab es in China schon viele Christen. „Man rechnete in Cham-hay auf Sum-kiam und in Chamcho in der Provinz Nankie allein mehr als 100 Kirchen und mehr als

100000 Christen." Während der Minderjährigkeit Kang-his (1662—1722) wurden die christlichen Missionare, da sie in der Verkündigung der christlichen Lehre und in dem Bestreben Anhänger zu werben zu eifrig waren, in Ketten gelegt und die Ausübung der christlichen Religion verboten. Infolge des Einschreitens des jungen Kaisers wurde den Christen gestattet, ihre Religionsübungen unter sich abzuhalten, doch wurde ihnen verboten, neue Anhänger zu werben. Im Jahre 1691 kam es zu einer Christenverfolgung im Gebiete des Vizeköniges von Tsche-kiang; die christliche Religion wurde geächtet, die Kirchen zerstört. Auf die Beschwerde der Jesuiten beim Kaiser verfügte dieser, daß auch die Christen, wie die Buddhisten und Taoisten ihre Glaubenslehren ohne Behelligung jedem, der sich in ihre Kirchen begäbe, predigen dürften. Um diese Verfügung richtig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß sie zu einer Zeit erlassen wurde, da das Edikt von Nantes in Frankreich aufgehoben, die Katholiken in England heftig verfolgt, die evangelischen Ungarn arg bedrückt wurden. Die Jesuiten kamen nun mit den Dominikanern und Franziskanern in Streit. Die ersteren bewiesen auch in China wie anderwärts ihr großes Anpassungsvermögen an die Landessitten, indem sie den zum Christentum Übergetretenen erlaubten, den Ahnenkultus beizubehalten. Gegen eine solche Weitherzigkeit verwahrten sich die strenggläubigen Dominikaner. Es gelang diesen, vom Papste Clemens XI. ein Breve zu erwirken, das die chinesischen Ceremonien aufs nachdrücklichste verdammte und in China im Jahre 1709 bekannt wurde. Die Folge war, daß die Regierung zu den früheren strengen Bestimmungen gegen die Christen zurückgriff und überall sich Argwohn und Mißtrauen gegen dieselben regte. Im Jahre 1717 brach sogar eine starke Verfolgung über sie herein [142].

Als Kaiser Jongtsching (1723—1735) den Christen entgegentrat, warf er ihnen vor, daß sie den Geboten ihres Glaubens folgend, alle Chinesen zu Christen machen wollten.

Er fragte sie: „Was würdet ihr wohl sagen, wenn ich eine Schar Bonzen oder Lamas in euer Land schickte, um ihre Lehre dort zu verbreiten? Wie würdet ihr sie aufnehmen?“ Diese Worte kennzeichnen klar und bündig den Standpunkt der Chinesen dem Bekenntniseifer der Christen gegenüber, einen Standpunkt, den man als kühler Beurteiler vollkommen begreift, selbst wenn man wünscht, daß die höhere Kultur des Christentums über die der Chinesen den Sieg davontrage. Die Unduldsamkeit gegen die Verbreitung einer neuen Religion ist erklärlich, wenn auch nicht zu billigen, da jede Religionsgenossenschaft ihren Besitzstand festhalten will. Im Jahre 1723 erfolgte das Verbot an die Christen, ihre Religion auszuüben. Zu diesem Verbote trugen viel die abfälligen Äußerungen und die unkluge Stellungnahme der Missionäre gegen die chinesischen Sitten und Gewohnheiten bei. Die Kirchen wurden in öffentliche Magazine, in Schulen und in Ahnensäle verwandelt. Von einer blutigen Verfolgung aber verlautet nichts.

Kienlong (1736—1795) war Buddhist. Die Zahl der Missionäre in Peking belief sich zu Beginn seiner Regierung auf 22, in den Provinzen gab es deren 30 bis 40. In Peking wurden die christlichen Kirchen ganz unbehelligt von den übergetretenen Chinesen besucht, während in den Provinzen der Gottesdienst nur im Dunkel der Nacht abgehalten werden konnte. In Peking gab es schon 50000 Christen. In Fukien, wo hauptsächlich Dominikaner das Bekehrungswerk leiteten, brach zuerst die Christenverfolgung aus, indem man den Christen allerlei aufrührerische Pläne in die Schuhe schob. Die Kirchen wurden niedergerissen; Foltern aller Art gegen die treuen Bekenner des Christentums angewendet. Im Jahre 1747 fanden einige Missionäre den Märtyrertod. Von der großen Ausbreitung des Christentums giebt der Umstand Zeugnis, daß während dieser Verfolgung 36 europäische und chinesische Bischöfe flohen oder in den Kerkern umkamen [143].

Kiaking (1796—1820) war sowohl gegen die einheimischen Sekten, die es auf den Sturz seines Hauses abgesehen hatten, wie auch gegen die Katholiken hart und grausam. Missionäre und Christen hatten sich trotz aller Verfolgungen in der Stille erhalten; sie besaßen auch ihre Schulen und Kollegien an manchen Orten. Neben der katholischen Kirche fand der Protestantismus oder vielmehr der Anglikanismus nur eine geringe Verbreitung [144]).

Tao-Kuang (1821—1850) war nicht unduldsam. Katholische und evangelische Missionäre kamen wieder ins Land; ihre Wirksamkeit wurde allerdings durch ein Bücherverbot sehr beschränkt. Nach Beendigung des englisch-chinesischen Krieges (1842) kamen bessere Zeiten für die Christen. Frankreich erhielt durch den Vertrag vom Jahre 1845 freie Religionsübung für die eingeborenen Christen, in den fünf Hafenorten sollten Schulen und Kirchen gegründet werden [145]).

Unter dem Kaiser Hienfung (1850—1861) fand ein religiös-politischer Aufstand statt, dessen Haupt ein Schullehrer namens Hung-Siu-Tsien war. Hung gründete eine neue Religion, indem er wie Mohammed aus den ihm bekannten Religionen das auswählte, was ihm paßte. Sein ganzes Auftreten hatte im Anfange viel Ähnlichkeit mit dem der Wiedertäuferpropheten. Mit der religiösen Bewegung ging eine politische Hand in Hand; sie bezweckte die Vertreibung der fremden Mandschu-Dynastie, an deren Stelle eine einheimische, die der Taiping d. h. des allgemeinen Friedens, treten sollte, daher der Name Taiping-Revolution. Dieser Aufstand konnte nach langen Kämpfen erst mit Hilfe der Franzosen und Engländer, die 1857—1860 selbst mit China Krieg führten, bewältigt werden. Für unsere Zwecke genügt es zu erwähnen, daß die neue Sekte alles andere eher als duldsam war, ja furchtbare Grausamkeiten beging. Die Erlasse des Führers gingen darauf hinaus, daß er eine göttliche Sendung zu erfüllen hätte, den Götzendienst in China auszurotten, wie Josua in Kanaan, die

Tataren zu vertreiben und die Verehrung des wahren Gottes (Shang-ti), wie er in der christlichen Bibel und im Alten Testamente geschildert wird, zu begründen. Die Zerstörungswut der Aufständischen richtete sich vornehmlich gegen die buddhistischen Tempel [146]). Durch den Vertrag von Tien-Tsin mit den Engländern und Franzosen im Jahre 1858 wurde den Christen volle Bekenntnisfreiheit zugesichert und den christlichen Missionären gestattet, sich frei im Innern des Landes zu bewegen. Dieser Vertrag wurde durch den Frieden von Peking bestätigt. Heute beträgt die Zahl der Christen in China nahezu eine Million.

Eigenart des Volkes [147]).

Die Mehrzahl der Bewohner im alten China waren Ackerbauer; daneben wurde auch die Viehzucht betrieben. Frühzeitig werden auch schon Handwerker und Kaufleute erwähnt. Eine großartig verzweigte Beamtenschaft lenkt und leitet den Staat, an dessen Spitze der Kaiser steht. Es gab keinen Erbadel, keine Vererbung der Ämter; jeder Mann aus dem Volke konnte zu hohen Würden gelangen. Wer die Prüfungen bestanden hat, kann auch heute noch Mandarin werden. Nicht zugelassen zu den Prüfungen werden nur Barbiere, Schneider, Schauspieler, Gerichtsdiener, Henker [148]).

Grundlage des Staates ist die Familie; die Ordnung in dieser ist die Bürgschaft für die des Staates. Die Geschlechter sind strenge getrennt, die Frau ist dem Manne unterworfen. „Mann und Frau sollen nicht einmal eine gemeinsame Stange zum Aufhängen der Kleider haben; sie sollen kein gemeinsames Badehaus haben, kein gemeinsames Kissen. Die Frau kümmert sich nur um das Hauswesen, der Mann um sein Geschäft. Nur den Ahnendienst und die Leichenfeier haben sie gemeinsam.

Der Mann darf nicht das Gemach einer fremden Frau betreten." Das konnte natürlich nur in den besseren Kreisen durchgeführt werden. Bei den Knaben und Mädchen beginnt die Geschlechtertrennung schon mit dem siebenten Jahre. Die Frau ist dem Manne stets unterworfen; sie kann über nichts verfügen. „Ihre Herrschaft beschränkt sich auf die Grenzen des Frauengemaches, sie hat das Essen und Trinken zu besorgen." Der Ehe wurde große Wichtigkeit beigemessen. Die Frau muß treu sein; der Ehebruch wird strenge bestraft. Die eheliche Verbindung löst selbst der Tod nicht. Wenn der Mann stirbt, heiratet die Frau nicht wieder. Die Ehe wird nicht nach Neigung, sondern durch Übereinkunft der Eltern geschlossen. Das Sprichwort ist in aller Munde: „Beim Heiraten sieh nicht, ob die Frau häßlich ist oder schön; kann sie schaffen, ist sie eine gute" [149]).

Der Mann konnte sich von der Frau unter gewissen Bedingungen scheiden lassen. Ursprünglich hatte der Mann nur eine gesetzmäßige Frau. Später konnte jeder so viele Frauen nehmen, als er zu erhalten im stande war. Schon in den ältesten Zeiten gab es Harems und Eunuchen. Kaiser Wuti hatte in seinem Palaste 10000 Weiber. Auch das ewig Weibliche entartete bisweilen. „Die Schwester des Kaisers Fei-Di (465), die Prinzessin Shan-Yie, beklagte sich bei ihm, daß sie sich mit einem Gatten begnügen müsse, während er eine solche Menge Palastdamen zur Verfügung habe. Der Kaiser bestimmte daher 36 wohlgestaltete junge Leute ihr zu Diensten zu stehen" [150]). Heute ist die Einweiberei Regel im Volke, ja selbst in den besseren Kreisen. Die Chinesen sind im allgemeinen sehr mäßig, besonders im Trinken. Unzucht und Trunksucht gelten ihnen als arge Laster.

Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern sind völlige Hingabe mit Verleugnung aller Selbständigkeit. „Die Machtvollkommenheit der Eltern über ihre Kinder ist unumschränkt; sie können dieselben verkaufen, verpfänden, verjagen, und wenn

sie dieselben umbringen wollen, so ist ihnen das auch erlaubt." Der Sohn hat bei Lebzeiten der Eltern kein besonderes Eigentum. Die Liebe und Verehrung der Kinder gegen die Eltern hat etwas Rührendes: „Wenn Vater und Mutter dich lieben, so freue dich und vergiß es nicht; wenn sie dich hassen, so fürchte dies und zürne ihnen nicht; wenn Vater und Mutter fehlen, ermahne sie, aber widerstrebe ihnen nicht." Die Mutter genoß, wenn auch nach dem Vater, ein bedeutendes Ansehen. Natürlich fehlte es auch nicht an solchen Kindern, die es an der nötigen Ehrfurcht vor den Eltern fehlen ließen. So erzählt Pieper eine Geschichte aus dem heutigen China, die kaum glaubhaft erscheint. Ein alter Mann von 70 Jahren wurde von seinen Kindern mit seiner Einwilligung lebendig begraben, weil sein Unterhalt zu kostspielig war [151]). Im allgemeinen lassen uns die Heiligkeit der Ehe und die Verehrung, welche die Kinder den Eltern bezeugen, das Wesen der alten Chinesen in einem günstigen Lichte erscheinen. Die heutigen Chinesen haben von der Frau keine hohe Meinung. Kindesaussetzung und Kindesmord kommt häufig vor. Ursache ist die Armut des Volkes; es werden fast ausschließlich Mädchen ausgesetzt.

Die Lage des Volkes scheint nicht schlecht gewesen zu sein. Der Einzelne hatte keine Sklaven; wohl aber der Staat; es waren verurteilte Verbrecher und Kriegsgefangene. In der Mongolenzeit kam das Sklavenwesen sehr in Schwung, doch wurden sie verhältnismäßig milde behandelt. Auch heute noch giebt es eine Art Leibeigenschaft in China. Die öffentlichen Arbeiten mußten durch Frondienste geleistet werden, wozu jeder, außer Kindern, Greisen und Beamten herangezogen wurde. Die Feudalfürsten schalteten mitunter recht willkürlich; sie plagten und töteten manchen ihrer Diener. Der Jagd wurde hauptsächlich von den Großen und Vornehmen gehuldigt. Es wurde oft darüber geklagt, daß die Fürsten für das Jagdwesen ungewöhnlich viel ausgaben, während das Volk darben mußte.

Es gab gewisse Jagdregeln, die auf einen überraschend milden Sinn schließen lassen, wenngleich dabei Nützlichkeitsgründe in erster Linie maßgebend waren. „Man nimmt nicht die jungen Hirsche, nimmt keine Eier aus, tötet nicht die junge Brut von drei Monaten, noch auch die Trächtigen, tötet nicht die Jungen vom wilden Geflügel, nimmt nicht die Nester aus." Der Charakter des Volkes war also ein milderer als der der meisten Völker des Altertums.

Natürlich fehlte es auch nicht an abstoßenden Zügen. Die Araber, welche China im neunten Jahrhunderte bereisten, und auch Marco Polo erzählen, daß unter den Chinesen der Kannibalismus herrschte. Diese Unsitte ist auch heute noch nicht ganz geschwunden. Während der Taiping-Rebellion 1856—1864 wurden von den Aufständischen Herz und Leber der Gefallenen verschlungen [152]).

Aus der Zeit der Ureinwohner Chinas wird berichtet, daß beim Tode eines Fürsten mit ihm viele Freunde und Verwandte, sei es tot oder lebendig, begraben wurden [153]). Etwas Ähnliches meldet die Geschichte von Kaiser Hui-Wang (676 bis 651 vor Christus). Bei seinem Begräbnisse sollen 177 lebende Kinder mit ihm in die Gruft hinabgesenkt worden sein als Zeichen der Verehrung und Trauer. Dieser Fürst ließ den Reichsritter Tseng anstatt eines Opfertieres schlachten, als der zu einer Versammlung zu spät kam.

Grausamkeit war überhaupt häufig unter den chinesischen Herrschern. Davon noch einige Proben. Erh-Shy-Huang-Di (209—206) glaubte seine Herrschaft am besten dadurch zu befestigen, daß er zwölf seiner Brüder hinmorden ließ und dann ein Blutbad unter den Familien hoher Staatsbeamten, die im Verdachte standen, seine Thronbesteigung nicht zu billigen, anrichtete. Dshou-Hsin (1151—1122) ließ einen seiner Kronräte hinrichten, weil das ihm von diesem zum Geschenke gemachte Mädchen sich nicht zu Unsittlichkeiten herbeilassen wollte. Ein anderer wurde mit dem Tode bestraft, weil er sich er-

kühnte, den Monarchen zur Besserung zu mahnen. Unter der Regierung Hsiangs (2146—2118) wurde der Minister Hon-I von einer seiner Kreaturen ermordet, sein Leichnam dessen Sohne vorgesetzt. Als er sich weigerte, davon zu essen, wurde er hingerichtet [154]).

I-Dsung (860—874) ließ, als seine Tochter trotz aller Sorgfalt der sie behandelnden Ärzte starb, aus Verzweiflung darüber alle zwanzig Ärzte hinrichten und die Verwandten ihres Gatten einkerkern [155]).

Das Wesen der Chinesen bewegt sich in vielen Gegensätzen: große Sinnlichkeit, Stolz und Übermut, knechtischer Sinn, Fühllosigkeit bei den Leiden anderer, schlaue Berechnung des Vorteiles, andererseits Gewissenhaftigkeit namentlich in Ausübung der Kindespflichten, kalte Todesverachtung, lebensfroher Sinn, Genügsamkeit [156]).

Besonders auffallend ist die Rücksicht der Chinesen auf Äußerlichkeiten: „Wer den feinen Anstand beobachtet", sagt Pieper, „gilt als gebildet und ist überall geschätzt, mag er dabei die Leute betrügen und lügen, was das Zeug hält; je geschickter er dies fertig bringt, um so höher schätzt man seine Tüchtigkeit." Allerdings stammt dies Urteil aus dem Munde eines Missionars, der auf die nicht christlichen Chinesen im allgemeinen schlecht zu sprechen ist; es ist also mit einiger Vorsicht aufzunehmen.

Da die Chinesen in früheren Zeiten die umwohnenden Völker an Kultur weit überragten, entwickelte sich an ihnen große Geringschätzung des Fremden und Abneigung dagegen. Dieser Eigendünkel erklärt manches, was einem sonst bei diesem in vielen Dingen so friedlichen Volke unbegreiflich erscheint.

Im übrigen ist es klar, daß die Urteile über China je nach den Umständen und Zeitverhältnissen, in denen sie abgegeben werden, sehr verschiedenartig ausfallen. Im Gegensatze zum heutigen China wird beispielsweise das China des

vierzehnten Jahrhunderts als sehr ruhig und friedlich geschildert. Der Araber Ibn Batûta, der im vierzehnten Jahrhunderte China bereiste, rühmt die Sicherheit, die in allen Teilen des Reiches herrsche. „China ist die sicherste und beste aller Gegenden der Erde für den, der da reist. Man kann völlig allein den Raum von neun Monaten Marsch durchwandern, ohne irgend etwas zu fürchten, selbst wenn man mit Schätzen beladen ist.“ Nur die Zollbeamten, versichert derselbe Gewährsmann, bilden eine große Gefahr für das Eigentum des Reisenden [157]).

Rechtspflege [158]).

Die Rechtspflege im alten China trägt kein mildes Gepräge; sie muß eher grausam und willkürlich genannt werden. Doch gab es einzelne Fürsten, die sich durch hohen Gerechtigkeitssinn auszeichneten. So Schün († 2205 v. Chr.), der sagte, es sei besser, wenn die Gesetze gegen die Verbrecher nicht befolgt werden, als wenn ein Unschuldiger zum Tode geschickt würde [159]). Die größeren Verbrecher in den Gefängnissen trugen das Halsholz, Handhölzer und Fußhölzer; die mittleren Verbrecher nur Fuß- und Halshölzer; die geringeren bloß Halshölzer. Die fünf Hauptstrafen waren: Schwärzen oder Brandmarken auf der Stirne, das Abschneiden der Nase, das Abschneiden der Füße, das Entmannen, die Todesstrafe. Daneben kamen noch folgende Strafen vor: das Abschneiden der Ohren, das Abhauen der Hände, das Auspeitschen und Durchbohren der Ohren mit einem Pfeile. Einzelne fürstliche Wüteriche thaten noch mehr dazu, indem sie das Umarmen einer glühenden Säule, das Zerreißen oder Vierteilen, das Einsalzen und Sieden unter die Strafbestimmungen aufnahmen. Ein Aufständischer, dem das schreckliche Los des Gesottenwerdens zufiel, ergab sich in sein Schicksal mit den

Worten: „Wäre unser Aufstand gelungen, so wäre ich Reichsminister geworden; da er nicht gelang, werde ich gesotten." Eine treffliche Beleuchtung des Satzes: Der Erfolg entscheidet alles.

„Unter Dshou Hsin (1154—1122) wurden die gerichtlichen Strafen auf das Unerhörteste verschärft. So wurde eingeführt, daß man ein glühendes Plätteisen in der Hand halten mußte, oder der Missethäter hatte über eine eingefettete Eisenstange zu gehen, unter der ein Kohlenfeuer brannte, in das der Unglückliche unfehlbar hineinfallen mußte. Gao Dsu (206—194) ließ einen seiner Großen köpfen, das Fleisch seines Körpers kochen und jedem der Großen davon einen Anteil als Memento schicken, falls sie sich Gleiches zu schulden kommen ließen." Unter Hsüan Di (73—48) wurde ein Verschwörer entzwei geschnitten. Unter Erh-Shy Huang Di (209—206) wurden die Strafen derart verschärft, daß nahezu auf alle der Tod stand [160]. Liu Yin, ein Herrscher aus dem zehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, war im Aussinnen von Qualen sehr erfinderisch. „Es gab Schlangengefängnisse, einen Wasserturm, in dem die Gefangenen bis über die Hüften im Wasser stehen mußten, so daß sie sich weder setzen noch hocken konnten. Die Hinrichtung von Menschen anzusehen machte ihm ein wahres Vergnügen. Er strahlte hierbei vor Lust und der Speichel rann ihm über die Lippen" [161]).

Dagegen sind auch milde Fürsten zu nennen, die bestrebt waren, der Rechtspflege das barbarische Gepräge zu benehmen. Wen Di (179—156) schaffte das Gesetz ab, wodurch bei gewissen Verbrechen nicht nur der Verbrecher selbst zur Verantwortung gezogen wurde, sondern zugleich auch dessen Familie. Diese Milderung scheint allerdings nicht lange vorgehalten zu haben, da noch heute Spuren jener grausamen Sitte vorhanden sind. Derselbe Kaiser schaffte die „fünf Strafen" ab, welche in Verstümmelung des Körpers bestanden, und ersetzte dieselben durch Haarabschneiden und Bastonnade [162]).

Hsuan Di (73—48) schaffte die schwere Folter ab. Mancher schoß auch im Guten über das Ziel hinaus. Der Buddhist Wu-Di (502—550) milderte die Strafen für Verbrechen derart, „daß besonders seine Verwandten und die Beamten das Volk ungestraft bedrücken konnten“ [163]).

An die Stelle der Körperstrafen traten in gewissen Fällen Verbannung, Hiebe und Loskauf. Die Todesstrafe wurde hauptsächlich gegen Mörder, Räuber und Diebe, oft auch wegen leichter Vergehen verhängt; man dehnte sie bisweilen, wie wir schon gehört haben, auch auf die Angehörigen der Verbrecher aus. Die Blutrache war den Chinesen nicht fremd. Wer seinen Feind tötet, begeht kein strafbares Verbrechen, wenn er es zuvor dem Richter gemeldet hat. Auch das Töten eines Diebes ist nicht straffällig. Die Diebe traf in der Regel Abschneiden der Füße. Diese Strafe war in einigen Gegenden so häufig, daß eine besondere Art Schuhe zum Gebrauche solcher Personen eingeführt war. Männer und Frauen, die unerlaubten Umgang pflogen, wurden verschnitten. Betrügern nahm man die Nase ab. Wer heiße Asche auf die Straße warf, dem wurde die Hand abgehauen. „Tötet ein Unterthan seinen Fürsten, so müssen alle Beamten ohne Gnade hingerichtet werden; tötet ein Sohn seinen Vater, so müssen alle im Hause ohne Gnade hingerichtet werden. Man tötet seine Leute, zerstört sein Haus, macht aus seinem Hause einen Morast für Schweine.“ Statt eines Prinzen wurden dessen Diener bestraft. Nur die höchsten Beamten waren straffrei. Sie klagten sich bisweilen selbst an und gaben sich bei schweren Verbrechen selbst den Tod. Die niederen Beamten wurden gestraft, wenn sie sich unterstanden, beständig im Palaste zu tanzen, sich zu betrinken und im Hause zu singen, wenn sie es wagten, die Worte der Heiligen zu verachten. Daraus ist wohl zu schließen, daß Gleichgültigkeit in religiösen Dingen in den gebildeten Mittelschichten sehr häufig war. Nachsicht wurde geübt gegen solche, die unwissentlich, unfreiwillig oder aus Nachlässigkeit

fehlten. Begnadigung kam nur Kindern, Greisen und Schwachsinnigen zu.

Heute liegt die Rechtspflege in China sehr im Argen, da die Mandarine nur darauf bedacht sind, Geld zu machen. Die allgemeine Verderbtheit der Beamtenschaft ist ein Krebsschaden für Chinas weitere Entwickelung. Allenthalben klingt das Sprichwort: „Es ist besser, sich zerdrücken zu lassen, als beim Mandarine sein Recht suchen zu wollen". Heute sind die Hauptstrafen: Prügel, Verbannung, Bastonnade, Enthaupten, Erdrosseln, Henken, Zerstückeln, wobei dem Verurteilten einige Säbelhiebe in die Weichteile des Körpers versetzt und die Eingeweide herausgerissen werden. Daneben giebt es noch eine Reihe von Strafen, richtiger Foltern, die thatsächlich verhängt werden, obwohl sie nicht gesetzlich sind. So zum Beispiele: das Knieen auf glühenden Ketten, das Zerschlagen der Fußknöchel, das Aufhängen am Daumen und der großen Zehe, das Strecken der Gliedmaßen. „Will der Verklagte noch immer nicht die Wahrheit reden, d. h. die Schuld nicht bekennen, welche der Mandarin ihm vorgesprochen hat, so wird er mit dem Kopfe über eine Röhre gebunden, aus welcher stinkender Rauch entströmt, oder seine Beine werden mit bleiernen Röhren umwunden, in welche kochendes Wasser geschüttet wird, oder man wickelt ihn in geöltes Zeug und legt Feuer daran." Den Elternmord bestraft man besonders schrecklich. „Der Mörder wird langsam zu Tode gepeinigt, indem ihm die einzelnen Gliedmaßen abgehackt werden, oder man zieht ihm die Haut ab. Das ganze Dorf wird in Mitleidenschaft gezogen, die Nachbarn werden schwer gestraft, der Lehrer oder Meister, sowie die Anverwandten des Verbrechers müssen alle mitbüßen, einige sogar mit ihrem Leben. Der Mandarin, in dessen Bezirke das Verbrechen vorgefallen ist, wird gleichfalls bestraft und seines Amtes entsetzt."

Wie häufig die Hinrichtungen in China sind und wie gering das Menschenleben da geschätzt wird, zeigt ein Beispiel aus

diesem Jahrhunderte. Unter der Verwaltung eines einzigen Regierungskommissars namens Yeh wurden in Canton 61000 Menschen geköpft [164]).

Die chinesischen Gefängnisse sind wahre Höllen. Vielfach müssen Unschuldige für Schuldige büßen. Oft sind die eigentlichen Verbrecher die Beamten. Im Jahre 1764 kam es in Ush und Aksu wegen der Erpressungen und Unzuchtsversuche der chinesischen Beamten zu einem Aufruhr [165]).

Geistiges Leben [166]).

Schon in alter Zeit verlautet von einer Litteratur. Sammlungen von Gesetzen und Gedichten wurden veranstaltet, Werke über Geographie, Musik und Astronomie verfaßt. Bereits um das Jahr 2400 vor Christus gab es öffentliche Schulen. Unter der Tscheudynastie nahm das Unterrichtswesen einen großen Aufschwung. Das Bildungsbedürfnis trat in den kleinsten Dörfern zu Tage. Der Unterricht war unentgeltlich. Der Beruf der Lehrer stand und steht in großen Ehren, ihre Macht über die Schüler ist unumschränkt. Später wurde das Studieren „zu einem Jagd- oder Fischernetze, um Stellen zu erhaschen". Das Schulaufsichtswesen war genau geregelt. Auf dem Gebiete der Sternkunde leisteten die Chinesen frühzeitig, namentlich auf dem Gebiete der Jahres- und Schattenmessung einiges, wenn auch nicht Hervorragendes. Philosophische Anläufe sind wohl vorhanden, sie gehen aber in den Regeln und Sprüchen der Lebensweisheit unter. Die Geschichtsdarstellung kommt über das Chronikenhafte nicht hinaus. Die Dichtkunst fand eine liebevolle Förderung und war hoch geschätzt. Das Bedeutendste leisteten die Chinesen auf dem Gebiete der Lyrik. Das Drama bauten sie erst auf Grundlage indischer Muster auf. Der beste Roman der Chinesen stammt aus dem vierten Jahrhunderte nach Christus. Die Blütezeit der chinesischen

Litteratur fällt in das neunte und zehnte Jahrhundert. Um diese Zeit erschienen die ersten gedruckten Bücher. Der Musik maß man einen hohen bildenden Wert bei. Der Malerei gebrach es an der richtigen Perspektive. Später entwickelte sich die Bildnismalerei zu großer Blüte. Die Baukunst glänzte mehr durch Massenwirkung als durch Schönheit. Das Kartenwesen war hoch entwickelt. Man hatte geometrische und astronomische Instrumente zur Bestimmung der Mittagslinie. Man kannte den Metallspiegel, die Wasseruhr, die Magnetnadel (schon um 1100 vor Christus). Unter den Industrieen sind die Seidenbereitung, das Elfenbeinschneiden, die Verfertigung von Waffen und Ackergeräten zu nennen.

Der Binnenhandel stand bereits in den ältesten Zeiten in Blüte. Schon Confucius berichtet von einem ausgedehnten Postwesen. Ein großes Netz von Kanälen überspannte das Land. Als ursprünglicher Wertmesser beim Handeln, als man über den Tausch hinauskam, galt zuerst die Muschel, dann Gold, Silber, vornehmlich aber Kupfer. Schon hundert Jahre vor Christus kannten die Chinesen das Schießpulver.

Duldung.

Wie war es nun in China mit der Duldung bestellt?

Schon aus dem Vorausgegangenen ersahen wir, daß das Christentum in China arge Verfolgungen über sich ergehen lassen mußte. Nun werden wir zeigen, daß auch die übrigen Religionen, der Islam und das Judentum ausgenommen, zu Zeiten heftig bedrängt wurden. Schon im dritten Jahrhunderte vor Christus treffen wir auf einen fanatischen Taoisten auf dem Kaiserthrone Shy Huang Di (221—209), der sich durch seine Unduldsamkeit für alle künftigen Zeiten berüchtigt machte. Sein Minister Li-Sy riet ihm, alle Bücher verbrennen zu lassen, weil deren Studium doch für die Gegen-

wart nichts tauge und die Beamten daraus nur staatsgefährlichen Widerspruchsgeist sögen. Binnen dreißig Tagen sollten alle Bücher verbrannt werden, mit Ausnahme derer, die sich im Gelehrtenkollegium befänden, und derer, die sich auf Heilkunde, Weissagekunst und Landwirtschaft bezögen. Der Dawiderhandelnde wurde eingesperrt, wer mit anderen über alte Dichtungen oder über Geschichte sprach, wurde hingerichtet. 460 Gelehrte wurden im Jahre 213 bei der Hauptstadt lebendig begraben. Shy Huang Di erhielt deswegen in der chinesischen Geschichte den Beinamen „Verbrecher von 10000 Generationen“ [167]).

Im Jahre 140 vor Christus gab Tung Chung-shû dem Kaiser Wu, der dem Taoismus anhing, den Rat, alle Lehren, die nicht genau mit denen des Confucius übereinstimmten, zu verbieten. Tung wurde zu hohen Ehren befördert, über die Ausführung des Planes verlautet jedoch nichts. Um diese Zeit gab es schon hundert verschiedene Lehrmeinungen auf dem Gebiete des Confucianismus und Taoismus [168]).

Ein Schriftsteller des ersten Jahrhunderts vor Christus, Chien, bemerkt: „Diejenigen, welche der Lehre Lao-Tses anhängen, verdammen die der Litterati und die Litterati ihrerseits verdammen Lao-Tse, indem sie das Wort bekräftigen: Parteien, deren Grundsätze verschieden sind, können nicht mitsammen ratschlagen“. „Im Jahre 79 nach Christus hielt Kaiser Dshang Di mit seinen ersten Gelehrten Sitzungen ab, um über strittige Punkte der Klassiker schlüssig zu werden, da sich schon vielfach heterodoxe Lehren und falsche Auslegungen eingeschlichen hatten“ [169]).

Tai-Wu Di (424—452) in Nord-Wei, ein eifriger Taoist, ließ ein großes Blutbad unter den buddhistischen Priestern anstellen, deren Tempel und Klöster er zerstörte. Sein Nachfolger wiederum befahl, alle Taoisten auszurotten. Fries bemerkt dazu: „Dies ist die einzige wegen eines Religionsbekenntnisses in China vorgekommene Verfolgung“. Dieser Zusatz bezeugt, wie wenig sich im allgemeinen die Ge-

schichtschreiber mit der Geschichte der Glaubenskämpfe befaßten [170]).

Wenti, ein Confucianer, gebot im Jahre 444: „Wer von den Fürsten bis zum Letzten im Volke die Ho-schang (die buddhistischen Priester) und die Schamanen der Taosse fristet, wird seiner Würden entsetzt, und wenn er aus dem Volke ist, auch körperlich gestraft" [171]).

Der Fürst von Tsi wollte im Jahre 555 die Orden der Taosse und der Hoschang unter einen Hut bringen. Bei einem deswegen in Scene gesetzten Wortkampfe der Taoisten und Buddhisten beschimpften sich die Anhänger beider Religionsgenossenschaften aufs gröblichste und deckten ihre Betrügereien gegenseitig auf. Der Fürst war darüber so aufgebracht, daß er beide Orden, die buddhistischen und taoistischen, aufheben wollte, jedoch seine Vorliebe für Buddha ließ ihn zu Gunsten der Hoschang entscheiden. Er befahl, daß sich alle Taosse das Haupt scheren lassen und die Religion der Hoschang annehmen sollten. Sie fügten sich, nachdem einige hingerichtet worden waren, seinem Gebote [172]).

Dem Begründer der Tang-Dynastie im siebenten Jahrhunderte überreichte ein Anhänger des Confucius eine Denkschrift, worin die Schädlichkeit des Taoismus und Buddhismus für den Staat dargelegt wurde. Die Zahl der Bonzen und Bonzinnen belief sich auf 100000. Der Kaiser stimmte diesen Ausführungen zu und meinte, daß die alte Staatsreligion des Confucius für den Chinesen das wäre, was für die Fische das Wasser. Er befahl die Zahl der Mönche und Nonnen zu verringern. Sie sollten nicht mehr als drei Tempel in jeder größeren Stadt haben [173]).

Hiuen-Thsong (713—756) verminderte die Zahl der Bonzen und gab mehr als 12000 derselben ihren Familien und nützlichen Gewerben zurück; er ließ eine Reihe von Buddhatempeln abbrechen, die Statuen der buddhistischen Heiligen einschmelzen [174]).

Im Jahre 811 wurde geklagt, daß die Hälfte der Bewohner Nichtsthuer wären; der Löwenanteil fiel dabei den Mönchen und Nonnen des Buddhismus und Taoismus zu.

Wu-Dsung (841—847), ein Taoist, zerstörte im Jahre 845 über 4000 buddhistische Tempel und gab 260000 Mönche und Nonnen, die in Üppigkeit lebten, ihren Familien zurück. Das Kirchenvermögen wurde von Staats wegen eingezogen, die Statuen eingeschmolzen und zu Münzen umgeprägt [175]).

Shy Dsung (954—960) ließ die bronzenen buddhistischen Götzenbilder einschmelzen und daraus Münzen prägen [176]).

Zu den Verfolgungen gegen die Buddhisten und Taoisten trugen die confucianischen Gelehrten wesentlich bei. Der Aberglaube der Taoisten und Buddhisten war ihnen ein Dorn im Auge. So war der hochgefeierte Gelehrte Se-ma-kuang (im elften Jahrhundert) ein entschiedener Feind der Buddhisten und Taoisten. Auch Tschuhi, der Fürst der Wissenschaft († 1200), bekämpfte die Buddhisten, obwohl er sich dem Einflusse ihrer Lehren nicht ganz entziehen konnte [177]).

Kublai Khan († 1294) war ein eifriger Buddhist und haßte die Taoisten, deren Bücher er im ganzen Reiche verbrennen ließ; sonst war er duldsam. Davon später. Sein Nachfolger Timur-Khan verringerte die Zahl der buddhistischen und taoistischen Mönche und Nonnen. In einer einzigen Provinz wurden, wie jedenfalls übertrieben behauptet wird, 500000 derselben unterdrückt, d. h. dem bürgerlichen Leben zurückgegeben [178]).

Die Stellung der Staatsleitung zu den fremden Religionen kennzeichnet ein im Jahre 1670 erschienener kaiserlicher Erlaß. Es ist dies der sogenannte „heilige Erlaß Kanghis", zur Danachachtung für das Volk. Er enthielt sechzehn Gebote. Darunter: „Mißbillige und beseitige fremde Lehren, um die wahre Lehre zu erhöhen" [179]).

Der Taoismus insbesondere wird in diesem Erlasse geradezu lächerlich gemacht. Über die Geisterlehre heißt es

ironisch: „Wer sah die Geister je bei hellem Tageslichte in der Luft herumfliegen? Ihre Ansprüche sind eine Farce".

Die religiöse Unduldsamkeit der Chinesen fand eine Hauptnahrung in ihrem Fremdenhasse. Es ist ein alter chinesischer Grundsatz, daß alle Fremden Barbaren, d. h. wie Tiere seien, und als solche nach Willkür regiert werden können [180]).

Der Aberglaube wurde stets mit Glück gegen die Fremden ins Treffen geführt. Als in der neuesten Zeit in Peking der Blitz in die Tien-kuen-Pagode schlug, sagte man: „Die Götter sind erzürnt ob der vielen Europäer, welche die Blume der himmlischen Mitte beschmutzten; es muß ihnen Einhalt gethan werden" [181]).

Wenden wir uns nun den duldsamen Zügen zu. Sie sind dürftig genug.

Ein äußerst milder und gütiger Herrscher war Tsheng-Tang (1766—1753). „Wohlwollend und gütig gegen Menschen, nahm er auch die Tiere in Schutz und verbot, daß selbe bei der Jagd von allen vier Seiten mit Netzen eingeschlossen und ihnen jede Möglichkeit zur Flucht benommen werde. Als in einem Teile des Reiches während sieben Jahren große Trockenheit herrschte, erklärte der Hof-Wahrsager, daß nur durch Menschenopfer derselben ein Ende gemacht werden könnte. Der Kaiser erwiderte, er würde doch nicht Menschen töten, um zu derem Wohle etwas vom Himmel zu erbitten" [182]).

Nach einer allerdings vielfach angezweifelten Nachricht gestattete Taitsong, einer der besten Herrscher, die China je hatte, den unter seiner Regierung nach seinem Reiche gekommenen nestorianischen Christen eine Kirche zu gründen und sein Sohn und Nachfolger befahl, christliche Kirchen im ganzen Reiche zu bauen. Die Wahrheit dieser Behauptung vorausgesetzt, würde dies die Duldsamkeit dieser chinesischen Herrscher aus dem siebenten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in ein sehr helles Licht rücken [183]). — Apoakhi, der Fürst der Khitan in der Mandschurei († 926), errichtete Confucius, Fo (Buddha) und Lao Tse einen Tempel [184]).

Tschingis-Khan († 1227), der mächtige Mongolenfürst, empfahl seinen Nachfolgern keine Religion vorzuziehen und die verschiedenen Religionsgenossenschaften gleichmäßig zu behandeln. Nach seiner Meinung war es der Gottheit gleichgültig, wie sie verehrt wurde. Dabei war er sich wohl bewußt, welche Macht die einzelnen Religionsgenossenschaften darstellten. Er enthob die Diener der verschiedenen Kulte aller Steuerleistungen. Diese Duldsamkeit oder richtiger Gleichgültigkeit in religiösen Dingen ist um so beachtenswerter, als das Leben Tschingis-Khans eine lange Kette von Grausamkeiten war. Der sittlichen Bedeutung der Duldsamkeit war er sich jedenfalls nicht bewußt; sie war nur der Ausfluß seiner Staatsklugheit, da er über viele verschiedene Sekten herrschte [185]).

Vom Khan Ogatai († 1247) wird erzählt, daß man ihn überreden wollte, alle Mohammedaner seines Reiches töten zu lassen. Er ging nicht darauf ein, sondern bestrafte denjenigen, der ihn zu einer solchen Unthat anstiften wollte, mit dem Tode [186]). Am Hofe Mangukhans († 1259) gab es viele nestorianische Christen, Muslime und Buddhisten; die letzteren hatten bei weitem die Oberhand. Jeder konnte glauben, was er nach seiner Religion für gut hielt. Am Hofe des Großkhans Kujuk († 1248) gab es viele syrische Christen. Kublai Khan († 1294) war mit Ausnahme der Taoisten gegen jede Religion duldsam, sowohl gegen das Christentum, das mit dem Franziskanermönche Johann de Monte Corvino ins Land kam, als auch gegen die Confucianer und Juden. In manchen Städten gab es nestorianische Christen. Seine Duldsamkeit war eigentlich eine „abergläubische“. Er wollte es mit keinem Gotte verderben. Im übrigen stand er ganz unter dem Wunderbanne, mit dem die Bonzen ihn umstrickt hatten. Auf die Muslime war er weniger gut zu sprechen, da er an den Worten des Korans Ärgernis nahm: „Tötet alle die, welche mehrere Götter anbeten“, als eine gegen alle Nichtmuslime, also auch gegen ihn gerichtete Drohung. Ein schlauer Khadi

verfiel auf die glückliche Ausflucht, daß der Fürst ja kein Vielgötteranbeter wäre, da er immer den Namen Gottes an die Spitze seiner Verordnungen stellte, diese Äußerung sich also nicht auf ihn beziehe. Dadurch wurde der Herrscher besänftigt. In einem Schreiben Kublai Khans an den König von Japan finden sich die schönen Worte: „Wir haben von hochverehrten Weisen unter uns gehört, daß alle Menschen Brüder sind und das Universum nur eine einzige Familie ausmacht“ [187]).

Shy-Dsu (1280—1295) begünstigte den Buddhismus. Den Islam, das Christentum und den Confucianismus duldete er, obwohl er für diesen nur geringe Achtung bezeugte [188]).

Hong-Wu († 1398) war ursprünglich ein buddhistischer Bonze, gleichwohl verehrte er Confucius und seine Lehre. Dagegen trat er gegen die Zauberkünste der Taoisten auf und wollte dergleichen Aberglauben unter dem Volke nicht dulden. Er erließ das Verbot, daß niemand vor seinem vierzigsten Jahre Bonze werden sollte.

Wen-Dsung (1330—1333) war Buddhist und duldsam gegen die Confucianer [189]).

Ibn Batuta, der China im vierzehnten Jahrhunderte bereiste, sagte, daß die Muselmanen in jeder Stadt ein eigenes Viertel hatten, wo sich ihre Moschee befand. Sie hatten ihre eigenen Vorsteher und Richter [190]).

In Tibet gab es neben dem herrschenden Buddhismus auch Mohammedaner und Christen, die volle Bekenntnisfreiheit hatten.

In Tangut am Hoangho herrschte zur Zeit Marco Polos ein christlicher König über christliche Unterthanen [191]).

Kaiser Kanghi († 1722) war ein echter Buddhist und als solcher sehr duldsam gegen andere Religionen; er mißbilligte offen die Unduldsamkeit. „Die Hauptbestimmung des Menschen auf dieser Erde ist“, sagte er, „das Gute zu thun. Alle Bücher der Weisen beschränken sich zuletzt darauf, uns dazu zu ermahnen“ [192]).

Er verlor, weil er gegen die Christen sehr duldsam war, viel Ansehen bei den chinesischen Litteraten.

Wenn man die dürftigen Nachrichten über wirkliche Duldsamkeit in China einer Prüfung unterzieht, wird man zur überraschenden Beobachtung gelangen, daß die duldsamste Zeit die Mongolenzeit war. Welche Ironie! Man muß sich nur vergegenwärtigen, welche Unsumme von Grausamkeit die Geschichte der Mongolen darstellt. In religiösen Dingen haben sie aber thatsächlich, natürlich in Friedenszeiten, wie aus der obigen Übersicht zu ersehen ist, Duldung geübt, und so muß ich denn mein früheres hartes Urteil über die Mongolen etwas herabmildern. (Der Buddhismus und die Duldung S. 31. Der Islam und die Duldung S. 29).

Unter den Dichtern und Philosophen gab es als echte Schüler des Confucius sehr viele Materialisten, die, wenn sie es mit ihrer Meinung ernst nehmen, duldsam sein müssen. Ein solcher war Yuan-Tse-Tsai († 1799). Von ihm stammen folgende Verse:

„Nur belächeln kann ich, daß die Menge
Zu den Göttern betet und zum Fo;
Müde wird der Leib vom steten Fasten
Und der Geist von alldem ebenso.
Trug ist alles. Wer vermag zu haschen
Eines Windes Schatten irgendwo?
Giebt es Götter, nun, sie mögen kommen!
Selbst der Menge folg' ich glaubensfroh."

Auch im Volke hatte um diese Zeit der Materialismus und der Indifferentismus schon Platz gegriffen. Dies beweisen Redensarten, wie die folgende: „Verehre die Götter, als ob sie wären; ihnen selbst ist es gleich, ob du sie verehrst oder nicht" [193]).

Der Vertrag von Tien-Tsin (1858) und der Friede von Peking (1860) brachten den Christen völlige Bekenntnisfreiheit. Daß diese in ruhigen Zeiten doch da und dort herrscht, zeigt

folgende Geschichte, die Pieper erzählt: „Er mußte mit einem Chinesen, der über die christliche Religion schlecht gesprochen und andere Heiden gegen die Christen aufgereizt hatte, einen Prozeß führen. Der Chinese wurde zur verdienten Strafe herangezogen, weil, wie der Missionar anführte, der Chinese seine Mutter verkauft hatte, was seinen schlechten Charakter genugsam darthat" [194]).

Schlußbetrachtung.

China besitzt, wie wir gesehen haben, drei Religionen, die in ihren Grundzügen mehr oder weniger duldsam genannt werden können: die altchinesische Religion mit ihrer Ausgestaltung durch Confucius, den Taoismus und den Buddhismus.

Der Buddhismus hat auch in China den Ruf der Duldsamkeit gewahrt, obwohl eine gewisse Abtönung dabei zu Tage tritt. Und so werden die Schlußfolgerungen meiner Schrift: „Der Buddhismus und die Duldung. Linz 1899" auch durch den chinesischen Buddhismus, wenigstens dem Wesen nach, bestätigt, wenngleich das Bild der ursprünglichen Buddhalehre in China ins Fratzenhafte verzerrt erscheint. Die buddhistischen Priester in China entwickelten im Gegensatze zu den Lehren des Meisters eine sehr kampflustige Stimmung, sie nahmen an den Reichskriegen und an den Aufständen oft einen hervorragenden Anteil. Die meisten Verfolgungen um des Glaubens willen, welche in früheren Zeiten aus China berichtet werden, trafen Buddhisten. Nur zwei buddhistische Fürsten traten feindselig gegen die Taoisten auf.

Der Taoismus ist, wie wir aus den Lehren Lao Tses und Chuang Tses erfahren, in der Theorie sehr duldsam gewesen, was aber nicht hinderte, daß eine ganze Reihe taoistischer Fürsten die Buddhisten aufs heftigste verfolgte.

Der Confucianismus war ebenfalls, in der Theorie

wenigstens, duldsam. Aber in Wirklichkeit trat die Staatsreligion den anderen Religionen feindselig entgegen. Sie stützte sich dabei auf den Satz des Confucius, daß das Studium fremder Lehren gefährlich sei.

Die Verfolgung des Buddhismus und des Taoismus läßt sich in manchen Fällen erklären, wenn auch niemals rechtfertigen, wenn man bedenkt, daß sie sich hauptsächlich gegen die Auswüchse und Schäden in beiden Religionen richtete. Das Mönchtum war in beiden Religionen zu einer Staatsgefahr geworden; es bildete eine eiternde Beule am Volkskörper. „Die Priester", urteilten die Confucianer, „äßen das Brot der Müßiggänger und machten so den Staat ärmer; durch das Cölibat der buddhistischen Mönche würden die Beziehungen zwischen Vater und Mutter, Mann und Frau aufgehoben, und dadurch die Familie, die ja der Staat im Kleinen sei, zerstört" [195]).

Dieser Haß hat eine große Ähnlichkeit mit demjenigen, den das ausgehende Mittelalter auf die Pfaffheit im allgemeinen warf.

Die Verfolgung, die das Christentum erdulden mußte, kann durch seinen Bekehrungseifer nur teilweise erklärt werden. Der Grund liegt tiefer. Es ist der angeborene und anerzogene Haß gegen alles Fremde. Dies zeigt die Haltung der Bevölkerung gegen die zum Christentume Übergetretenen. „Der gemeine Mann, welcher sich zur Religion der Ausländer bekennt, gilt in den Augen seiner Nachbarn als geächtet. Sein Name wird aus dem ‚Familienregister' gestrichen: die größte Schande, welche einen Chinesen treffen kann. Niemand will mehr mit ihm zu thun haben, man geht ihm geflissentlich aus dem Wege" [196]). Die Litteraten suchen unter der Hand die Thätigkeit der Missionäre zu vereiteln.

Die Duldung, welche die Mohammedaner fanden, war weniger eine freiwillige als eine erzwungene. Die rüstigen, kampfesfrohen Muslime waren als Krieger geschätzt und ge-

fürchtet. Einiges mag zu dieser Duldsamkeit auch der Umstand beigetragen haben, daß die Mohammedaner keine neuen Anhänger warben, im Gegensatze zu den Christen. Die Duldung gegen die Juden wird sich am besten durch ihren Reichtum und den damit gewonnenen Einfluß erklären lassen.

Aus dieser übersichtlichen Betrachtung ergiebt sich für den vorurteilslosen Beobachter von selbst der Schluß, daß von einer Duldsamkeit im wahren Sinne des Wortes bei den Chinesen keine Rede sein kann.

Nun wird wohl mancher verwundert fragen: Wie sind denn die Chinesen zu diesem falschen Schimmer der Duldsamkeit gekommen?

Die Antwort ist nicht leicht. Sie kann nur in der Form einer Vermutung ausgesprochen werden. Meine Meinung darüber ist kurz die: In erster Reihe waren es wohl die duldsamen Aussprüche des Confucius, Lao-Tses und Chuang-Tses, die losgelöst aus dem Zusammenhange die Runde durch die Welt machten und so den Chinesen zu einem falschen Ruhme verhalfen. Dazu kamen dann die Äußerungen der Mongolenkhane, die durch die Reisebeschreibung Marco Polos in der ganzen gebildeten Welt bekannt wurden. Wie fest sich derartige Meinungen einnisten, zeigen Werke, die über China handeln, so die von Fries und Plath. Der letztgenannte Forscher insbesondere, der sich um die chinesische Geschichte so hervorragende und bleibende Verdienste erworben hat, dürfte in der neueren Zeit viel zur falschen Anschauung von der Duldsamkeit der alten Chinesen beigetragen haben. In seiner Schrift: „Die Religion und der Kultus der alten Chinesen. München 1862“ hat Plath zum Schlusse die Duldsamkeit der Chinesen hervorgehoben. Aus seinen Werken mag diese Meinung zu einer Zeit, da man sich verhältnismäßig wenig mit dem alten China befaßte, ihren Weg in andere Schriften gefunden haben.

Teilweise ist die Duldsamkeit, welche man den Chinesen im allgemeinen zuschreibt, auch darauf zurück zu führen, daß sie gegen Juden und Mohammedaner thatsächlich duldsam waren [197]).

Schließlich hat der Umstand, daß die Staatsklugheit über die Anschauungen des engherzigen Bekenntnisses siegte und im Laufe der Zeiten die nach vielen Millionen zählenden Bekenntnisse der Taoisten und Buddhisten sich Gleichwertigkeit mit der Staatsreligion erzwangen, der falschen Anschauung über die Duldsamkeit der Chinesen Verbreitung verschafft. Der heutige Chinese aus dem Volke kennt eben keinen strengen Unterschied mehr zwischen Confucianismus, Taoismus und Buddhismus; sie haben sich zu einer Volksreligion verschmolzen. „Für gewöhnlich regelt sich das Leben der Landeskinder nach dem Confucianismus; bei Krankheiten rufen sie taoistische Priester, um die bösen Geister zu vertreiben, und bei Begräbnissen dingen sie buddhistische Bonzen, um Messen für die Ruhe der Seelen zu lesen“ [198]).

Das ist verständnislose, selbstsüchtige Glaubensmengerei, die es mit niemandem verderben will, weil man nicht wissen kann, welcher Gott eigentlich Recht hat, aber keine bewußte Duldung. Dies zeigt das Verhalten der Chinesen gegen das Christentum, das seit dem Jahre 1858 allerdings gesetzliche Duldung genießt. In das Herz des Volkes aber fanden die Bestimmungen von Tien-Tsin und Peking keinen Weg. Die Ereignisse der letzten Jahre zeigten zu deutlich, daß es nur eines Anlasses bedarf, um die schlummernde Unduldsamkeit zu neuer Flamme zu entfachen. Und wahrscheinlich ist der eben gelöschte Brand nicht der letzte gewesen.



Belege.

1) Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. Gotha 1886. I, 3.
2) Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens. Berlin 1885. Seite 8.
3) Mc. Curdy, History, Prophecy and the Monuments. Vol. I. To the downfall of Samaria. Vol. II. To the fall of Nineveh. New-York and London 1894, 1896. I, 88.
4) Renan, Histoire du peuple d'Israël. Paris 1887. I, 67.
5) Meyer, Geschichte des Altertums. I, 453, 460.
6) Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. I, 19.
7) Renan, Histoire du peuple d'Israël. I, 70, 104. — Kaulen, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Freiburg 1899.
8) Meyer, Geschichte des Altertums. I, 406.
9) Tiele, Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander den Großen. II. Buch. Die Religion in Babylonien und Assyrien. Seite 136—215. — Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. Seite 515—539.
10) Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. Seite 551.
11) Tiele, Geschichte der Religion im Altertume. Seite 215.
12) Meyer, Geschichte des Altertums. I, 212.
13) Hommel, Seite 317, 325. — Tiele, Geschichte der Religion im Altertume. Seite 150.
14) Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. I, 138.
15) Tiele, Seite 491.
16) Tiele, Seite 492.
17) Tiele, Seite 154, 546, 548. — Tiele, Geschichte der Religion im Altertume. Seite 157.
18) Tiele, Geschichte der Religion im Altertume. Seite 185.
19) Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. I, 83.
20) Tiele, Seite 533.

21) Tiele, Seite 503.
22) Tiele, Seite 204.
23) Mc. Curdy, I, 146.
24) Mc. Curdy, I, 117.
25) Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. Seite 544.
26) Tiele, Seite 545.
27) Tiele, Seite 545—553. — Kaulen, Seite 201.
28) Hommel, Seite 382—384. — Kaulen, Seite 272.
29) Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. Seite 510.
30) Maspero, Histoire ancienne des peuples de l'orient classique. Les premières mêleés des peuples. Paris 1897. II, 634.
31) Maspero, II, 638.
32) Tiele, Seite 510.
33) Hommel, Seite 561, 620.
34) Tiele, Seite 306. — Kaulen, Seite 264.
35) Tiele, Seite 329.
36) Tiele, Seite 366. — Meyer, Geschichte des Altertums. I, 481. — Kaulen, Seite 265.
37) Tiele, Seite 395, 396.
38) Hommel, Seite 669.
39) Hommel, Seite 520.
40) Hommel, Seite 745. — Meyer, I, 474, 588. — Tiele, Seite 457.
41) Curdy, I, 88, 122, 146. — Tiele, Seite 487.
42) Curdy, I, 72. — Hommel, Seite 57. — Tiele, Seite 601—604.
43) Tiele, Seite 506, 554, 568.
44) Tiele, Seite 506, 575, 576, 580. — Renan, Histoire du peuple d'Israël. I, 70, 80.
45) Tiele, Seite 582, 589—591, 599, 600. — Meyer, I, 182.
46) Curdy, I, 328, 146—147.
47) Tiele, Seite 427—432. — Meyer, I, 463.
48) Tiele, Seite 431—432.
49) Justi, Geschichte des alten Persiens. Berlin 1879. Seite 31.
50) Justi, Seite 40. — Jesaia, 14. Kapitel.
51) Tiele, Seite 538—555. — Tiele, Geschichte der Religion im Altertume. Seite 205. — Maspero, II, 602, 635. — Curdy, I, 266.
52) Tiele, Seite 177, 555. — Curdy, I, 334.
53) Meyer, Geschichte des Altertums. I, 616.
54) Geiger, Ostiranische Kultur im Altertume. Erlangen 1882. Avesta, S. 153.
55) Geiger, S. 182.

56) Oldenberg, Aus Indien und Iran. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1899. — Zarathustra, Seite 139—191. — Justi, S. 219.
57) Geiger, Seite 161—280. — Spiegel, Avesta II, XXXVIII. Deutsche Übersetzung. Drei Bände. Leipzig 1852—1863. — Justi, Seite 73.
58) Meyer, Geschichte des Altertums. I, 511. — Justi, Seite 180.
59) Spiegel, Avesta, I, 40.
60) Geiger, Seite 465—492. — Spiegel, Avesta, a. a. O. — Meyer, Geschichte des Altertums. I, 524—535.
61) Geiger, Seite 216; 478—482. — Justi, Geschichte des alten Persiens. Berlin 1879. Seite 124.
62) Geiger, Seite 335.
63) Geiger, Seite 235—245. — Justi, Seite 221, 225. — Herodot, I, 137, 138.
64) Justi, Geschichte des alten Persiens. Seite 96, 124. — Herodot, I, 119; VII, 112, 180—182; VIII, 33.
65) Geiger, Seite 454—471. — Justi, Seite 90.
66) Justi, Geschichte von Persien. Seite 62.
67) Justi, Seite 61. — Herodot, V, 25.
68) Justi, Seite 136, 145.
69) Sacred books of the East, XXIV, Pahlavi texts translated by E. W. West. Part. III. — Sikand-Gûmânîk Vigâr. XI, 260.
70) Geiger, Seite 454, 482.
71) Sacred books of the East, XXIV. Dîna-î Maînôg-î Khirad.
72) Sacred books of the East, XXXI. Yasna. XIII, 9.
73) Spiegel, Avesta. Seite 23. — Justi, Seite 224.
74) Spiegel, Avesta, Vendidad, I. — Fargard, Seite 28. — Justi, Seite 227.
75) Spiegel, Avesta. Seite 187.
76) Geiger, Seite 332.
77) Sacred books of the East, XXIV, Chapter XLII.
78) Sacred books of the East, XXXI, Yasna XXXIII.
79) Sacred books of the East, XXIV, I, 36.
80) Sacred books of the East, XXIV, I, 36.
81) Sacred books of the East, XXIV, XIII, 11.
82) Sacred books of the East, XXXVIII, 42.
83) Sacred books of the East, XXIV, VI, 45, 49.
84) Spiegel, Avesta, Vendidad. Seite 7. — Fargard, Seite 95—104.
85) The Sacred books of the East, XXIII. The Zend-Avesta. Part. II. The Sîrôzahs, Yasts, and Nyâyis translated by James Darmestätter. Oxford 1883. — Tîz Yast, p. 57.

86) Spiegel, Khorda-Avesta L. — Yasna L, XIV, 194.
87) Spiegel, Avesta, Vendidad. Seite 18. — Fargard, Seite 123—124.
88) Geiger, Seite 183, 339.
89) Sacred books of the East, XXIV. Chapter I, XX, 38.
90) Sacred books of the East, XXXVII. Pahlavi texts, translated by E. W. West. Part. II. Contents of the Nasks. Oxford 1852. Dinkard book. Chapter XLIII, 35.
91) Sacred books of the East, XXXVII. Pahlavi texts L, XIX, 40.
92) Sacred books of the East, XXIV. Sad Dar. Chapter I, 43.
93) Geiger, Seite 178. — Spiegel, Khorda-Avesta. XXIII, 51. — Oldenberg, Seite 188.
94) Sacred books of the East, XXIII. Farverdîn Yast, p. 16.
95) Justi, Seite 184—234. — Kaeuffer, Geschichte von Ostasien. Leipzig 1859. II, 790.
96) Meyer, Geschichte des Altertums. I, 608.
97) Meyer, Geschichte des Altertums. I, 606—608. — Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. Seite 474—477. — Justi, Geschichte von Persien. Seite 25—47. — Curtius, Griechische Geschichte. I, 576.
98) Justi, Geschichte von Persien. Seite 49.
99) Herodot, I, III, 31—40.
100) Meyer, Geschichte des Altertums. I, 610.
101) Justi, Seite 54.
102) Herodot, VI, 96—101. — Curtius, Griechische Geschichte. Berlin 1878. I, 41 — II, 101.
103) Justi, Seite 135.
104) Nikel, Die religiöse Duldung bei den heidnischen Kulturvölkern des Altertums. Leobschütz 1890/91.
105) Herodot, I, 135.
106) Meyer, Geschichte des Altertums, III, 95.
107) Kaeuffer, Geschichte von Ostasien. Leipzig 1858. — Fries, Abriß der Geschichte Chinas. Wien 1882. — Harlez, Les religions de la Chine. Leipzig 1891.
108) Harlez, Les religions de la Chine. Leipzig 1891. — Legge, The Religions of China. London 1880. — Plath, Die Religion und der Kultus der alten Chinesen. München 1867. — Tiele, Geschiedenis van den Godsdienst, tot aan de heerschappij der wereldgodsdiensten. Amsterdam 1876. — Pieper, Unkraut, Knospen und Blüten aus dem blumigen Reiche der Mitte. Steyl 1900. — Navarra, China und die Chinesen. Bremen 1901.

109) Pieper, S. 282.

110) Legge, The religions of China. p. 51.

111) Kaeuffer, III, 325.

112) Hyacinth, Statistische Beschreibung Chinas; citiert bei Kaeuffer, III, 434.

113) Novarra, Seite 451.

114) Pieper, Seite 299—307.

115) Legge, The life and teachings of Confucius. London 1867. — Legge, The Religions of China. Confucianism and Taoism described and compared with christianity. London 1880. — Plath, Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren. München 1867.

116) Legge, Confucius Analects. Book II, XIV.

117) Legge, Confucius Analects. Book II, XVI.

118) Legge, The Chinese Classics. Vol. II. The Works of Mencius. Hongkong-London 1861.

119) Fries, Seite 130.

120) Carus, Lao-Tze's Tao-Teh-King. Chicago 1898. — Legge, The Religions of China. Confucianism and Taoism described and compared with christianity. London 1880. — Harlez, Les religions de la Chine. — Sacred books of the East XXXIX and XL. The sacred books of China. The texts of Taoism translated by James Legge. Part. I. The Tao-Teh-King. Oxford 1891.

121) Balfour, The works of Chuang Tze, Taoist Philosopher. London 1881. XX.

122) Balfour, The divine classic of Nan-Hua; being the works of Chuang Tze, Taoist Philosopher. London 1881.

123) The sacred books of the East, XXXIX. The sacred books of China. The texts of Tâoism translated by James Legge. The writings of Kwang-Tze. Book II, Pt. I, Sect. II.

124) The sacred books of the East. The sacred books of China. The writings of Kwang Tze. Vol. XL, Book XXXIII, Pt. Sect. XI.

125) The sacred books of the East, XXXIX. The writings of Kwang Zze. Book XVII, Pt. II, Sect. X.

126) Sacred books of the East, XXXIX. The writings of Kwang Zze. Book XVII, Pt. II, Sect. X.

127) Sacred books of the East, XL. Pt. II, Sect. XV.

128) Sacred books of the East, XXXIX. The writings of Kwang-Ze. Book II, Pt. I, Sect. II.

129) Sacred books of the East, XXXIX. The writings of Kwang-Ze. Book II, Pt. I, Sect. II.

130) Sacred books of the East, XL. The writings of Kwang-Ze. Book XXV, Pt. III, Sect. III.

131) Legge, The religions of China. Confucianism and Taoism described and compared with christianity. p. 194.

132) Kaeuffer, I, 407.

133) Harlez, p. 203—223.

134) Novarra, Seite 461.

135) Pieper, Seite 326—342.

136) Pieper, Seite 18.

137) Fries, Seite 136.

138) Kaeuffer, III, 166.

139) Novarra, China und die Chinesen. Seite 431—434. — Sykes, The Taeping Rebellion in China. London 1862. p. 70.

140) Navarra, Seite 435—439.

141) Kaeuffer, III, 474.

142) Kaeuffer, III, 334—359.

143) Kaeuffer, III, 388—394.

144) Kaeuffer, III, 400—408.

145) Kaeuffer, III, 412—427.

146) Sykes, The Taeping Rebellion in China. London 1867. VII.

147) Plath, Über die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen. München 1862. — Plath, Die Beschäftigungen der alten Chinesen. 1869. — Pieper, Seite 61.

148) Pieper, Seite 156.

149) Pieper, Seite 21.

150) Fries, Seite 131.

151) Pieper, Seite 284.

152) Navarra, China und die Chinesen. Shanghai 1901. Seite 240.

153) Harlez, Les religions de la Chine. p. 75.

154) Fries, Seite 16, 26, 44, 71.

155) Fries, Seite 178.

156) Kaeuffer, Geschichte von Ostasien. I, 78.

157) Kaeuffer, III, 148.

158) Plath, Gesetz und Recht im alten China. München 1865.

159) Kaeuffer, I, 108.

160) Fries, Seite 25, 80, 73.

161) Fries, Seite 198.

162) Fries, Seite 83, 91.

163) Fries, Seite 136.

164) Pieper, Seite 179, 226. — Sykes.

165) Fries, Seite 279.

166) Kaeuffer, Geschichte von Ostasien. I, 146—167. — Hauser, Die chinesische Lyrik. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901. Nr. 106.
167) Fries, Seite 70.
168) Legge, The religions of China. p. 231.
169) Fries, Seite 99.
170) Fries, Seite 147. Harlez, p. 186.
171) Kaeuffer, II, 403.
172) Kaeuffer, I, 406.
173) Kaeuffer, I, 661.
174) Kaeuffer, I, 637.
175) Kaeuffer, I, 664.
176) Fries, Seite 193.
177) Kaeuffer, III, 12—23.
178) Kaeuffer, III, 44, 46.
179) Legge, The religions of China. p. 105.
180) Metzelthin, Überblick über Chinas Volkswirtschaft, Verwaltung und Handel. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901. Nr. 95.
181) Pieper, Seite 322.
182) Fries, Seite 20.
183) Kaeuffer, II, 792.
184) Kaeuffer, III, 688.
185) Kaeuffer, III, 23—32.
186) Kaeuffer, III, 37.
187) Kaeuffer, III, 192.
188) Fries, Seite 241.
189) Kaeuffer, III, 157. Fries, S. 246.
190) Kaeuffer, III, 150.
191) Kaeuffer, III, 169.
192) Kaeuffer, III, 347.
193) Hauser, Die chinesische Lyrik. II. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901. Nr. 107.
194) Pieper, S. 61.
195) Novarra, Seite 409.
196) Pieper, S. 397.
197) Heigel, Die Religion und Kultur von China. Berlin 1890.
198) Novarra, Seite 395.



Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

BL 1035 .S33	Scheichl Duldung in Babylonien... 159317


UNIVERSITY OF CHICAGO
44 754 736


UNIVERSITY OF CHICAGO
44 754 736